

Hans Schwarz



*Heitere Erinnerungen
eines alten
Soldaten*

*

Dritter Band

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.

Zeichnungen von Pierrehumbert
Erschienen 1956 by „Schwarz auf weiß“-Verlag, Köniz

Nichtkommerzielle Neuauflage im Eigenverlag für den Freundes- und Bekanntenkreis
Mit der freundlichen Genehmigung von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

2006 Thun, Ignaz Schmucki

*An
Oberst A.W. Gattiker,
frühern Kommandanten der
Grenzbrigade 4*

Erinnerung, o welche Zeit! entrückst du der Vergessenheit!

Die zwei ersten Bände meiner «Heiteren Erinnerungen eines alten Soldaten» haben über alles Erwarten Anklang gefunden, und aus allen Gauen Helvetiens meldeten sich die alten Troupiers von 1914 und schrieben, sie könnten nicht genug bekommen von diesen lustigen Dätelgeschichten und ich solle doch zufahren und gar nicht aufhören mit Schreiben, ich werde wohl noch viel wissen aus jener Zeit und das Schreiben göng mir ja ring! Nun, so cheibe ring geht das Bücherschreiben nun doch nicht, und ich werde im nächsten Kapitel sagen, warum nicht.

Von all den Kundgebungen zu den vorangehenden Bänden der «Militia helvetica» möchte ich doch einige meinen Lesern nicht vorenthalten. Da schrieb mir Gilberte de Courgenay einen herzlichen Brief, wie gut ihr diese Erinnerungen gefallen hätten und wie heimelig ihr das «Bernerdütsch» in den Ohren klang, aber wie es sie auch wehmütig gestimmt habe, wenn sie daran denke, wie sehr sich in den vierzig vergangenen Jahren die Reihen lichteten und man auf die Friedhöfe gehen müsse, um viele der alten Freunde anzutreffen. Diese Stelle ihres Briefes möge hier im Original folgen:

„Bernerdütsch. - tinte à mes
oreilles comme une musique
de cinque et certaines ex-
pressions évoquent, pour moi,
des souvenirs et des
visages qui me font, tour
à tour, rire et pleurer -
Rire : parce que j'ai, moi
aussi, vécu avec mes chers
soldats dans des situations
curieuses -
Pleurer : parce qu'au cours
de ces 40 années les rangs
se sont éclaircis et c'est
sur les cimetières qu'il
faut aller à présent pour
se retrouver en compagnie

Und nun ist auch sie hinübergegangen in das Land, aus dem keiner wiederkehrt. Dann hat sich das Rösely von Grindelwald gemeldet. Wie erstaunt sei es gewesen, als es mein Buch erhalten und mit Lesen begonnen und sich darin verewigt gefunden habe. Grad akkurat so, wie ich alles geschildert, sei es gewesen, und es denke gerne an jenen schönen Abend im Schlegwegbad zurück und an die gemeinsame Fahrt mit dem Pöschli nach Heimenschwand. Das Rösely ist jetzt

die Gattin eines reichen Kinobesitzers und schon Großmüetti mit seinen jungen dreimal zwanzig Jährli.

Eines Abends telefonierte mir fast eine halbe Stunde lang vom Thunersee Herr Oberst von Goumoens, unser Stabschef der dritten Division von 1914. Er habe diese Schilderungen der ersten Grenzbesetzungszeit einfach herrlich gefunden, ja, er habe mit seinen achtzig Jahren sogar noch zwei Bärndütschausdrücke gelernt, die er bisher nicht gekannt. Besonders habe ihn gefreut, wie ich seinen Arrière-Cousin, den Oberst Rudolf von Erlach, so köstlich beschrieb, wie aus dem Leben gegriffen. Er müsse zwar sagen, ich hätte ihn etwas gar urchig dargestellt, der Brigade-Rüedu habe dann auch den Herrn von Erlach herausstellen können, wenn er es für nötig befunden habe. Nun, ich sagte dem Herrn Oberst, daß dies sicher nicht abzustreiten sei, aber ich, als Telephonordonnanz in Asuel, habe eben den Herrn Oberstbrigadier nur von seiner urchigen, fröhlichen, aber auch väterlich-wohlwollenden Seite kennengelernt.

Der Bruder vom Militärchauffeur von Siebenthal lud mich zu einem Glase Wein in eine Bärner Beiz und war ganz gerührt, wie treffend ich den Siebel beschrieben, grad so ein Luftibus, aber auch guter Teufel, sei er gewesen, und wenn er auch immer Fugen im Grind gehabt habe, sei er doch ein solider Familienvater geworden, aber nun auch schon bald zwanzig Jahre unter dem Boden. Er aber lese immer wieder diese Kapitel und lache und gränne zuweilen, er sehe einfach seinen Bruder wieder vor sich, wie er gewesen, und manchmal dünke es ihn beim Lesen, er höre seine Stimme wieder.

Dann schrieb mir die Schwester von Hauptmann Widmer selig, ich hätte den Simeli so lustig gezeichnet, grad wie er durchs Leben gegangen sei, immer zu Witz und Fröhlichkeit aufgelegt trotz schwerer Schicksalsschläge. In Malters und Rothenburg und bei seinen alten Kumpanen im ganzen Luzärnbiet habe dieses Buch, das den Simeli so lebenswahr schildere, ordentlich Furore gemacht.

Der Wachtmeister Schnebli ließ mir aus Südafrika, wo er jetzt bei seinem Sohne die alten Tage verbringt, melden, ich hätte im Buche wenigstens seinen Namen richtig schreiben sollen, er heiße nicht Schneebeli, das möchte er sich verbeten haben, er sei ein Schnebli aus dem Aargau und gut katholisch, die Schneebeli aber seien reformiert und gingen ihn nichts an.

Der Minder Alfred von der Rekrutenschule 1914, heute Kiesgrubenbesitzer in Bätterkinden, lud den Feldweibel Roseng, den Gefreiten Steinhauer, den Probst und mich zu einem Forellenessen, denn er hat so nebenbei noch eine schöne Forellenzucht, und wir ließen es uns wohl sein und erzählten von anno dazumal, und alle fanden, das sig gut, daß das alles niedergeschrieben worden sei, sonst wüßte es in ein paar Jahren niemand mehr, was wir für Siechen gewesen, nur hätte ich noch dieses und äis berichten sollen, wenn sie geahnt hätten, daß ich so ein Buch schreiben wolle, sie hätten mir dann noch manches lustige Lumpenstückli gewußt.

Und im Herbst fuhren wir Veteranen der Kompagnie 111/28 1914 zusammen den alten Kanti im Jura und Elsgau nach, zwei Tage lang. Von den Offizieren kam keiner mehr, der jüngste von damals, Leutnant Flury, ist seit langem zur großen Armee abgerückt, der Hauptmann Gerber, dieser unverwüstliche Sportler bis vor wenigen Jahren, ist nicht mehr täfel, und die übrigen ließen sich ebenfalls entschuldigen, auch kein einziger damaliger Unteroffizier erschien. Die achtundzwanzig Mann Achtundzwanziger, die noch aufrückten, waren eigentlich mehr oder weniger alles glatte Haglen und dannzumalige enfants terribles der Kompagnie Hagenbeck, und obgleich sie jetzt alle zwischen 60 und 75 Jahren auf dem Buckel haben, sind sie noch fast so uflig und vital wie ehemals. In den

Dörfern von Aegerten bis Pruntrut kannten sie jedes ehemalige Tennkantonement und vor allem die Spritzenhüsli und sonstigen Arrestlokale und immer wieder meinte einer: «Lue dört. Das isch d Kische gsi, dört han-i o zwe Vierezwänzger absürmlet!»



Aus all den vielen hundert Zuschriften ließe sich noch manch lustiges Stückli nacherzählen, aber wir wollen nur zwei Veteranen zu Wort kommen lassen, beziehen sich doch ihre Histörchen auf den Brigade-Rüedu und den Gertschen Fritz. Ein alter prominenter Gewerkschafter und Wachtmeister von 1914 meldet:

«Schade, Herr Schwarz, daß ich keine Ahnung hatte, daß Sie dieses Buch verfassen wollten, ich hätte Ihnen auch noch manchen Guten liefern können, besonders über unsern Brigade-Rüedu, den Sie so trefflich schildern. Es war im Herbst 1914, und wir waren in Aegerten, und es brauste ein plötzliches Gewitter daher, und unser Leutnant Krähenbühl ließ uns bei einem großen Bauernhaus unter das Vordach treten. Kaum darauf kamen drei Reiter durch den flotschenden Regen angetrabt, vorab der Brigade-Rüedu mit seinem Adjutanten, gefolgt von einem Guiden. Der Brigade-Rüedu parierte seinen Gaul, als unser Leutnant Achtung steht! kommandierte und den Zug meldete.

«So, so, Manne, syt dr chli z Schärme? Dir heit rächt, i has o grad im Sinn!» Und damit pfluschte er von seinem Gaul herab und gab den Zügel dem Guiden und stand auch unter Dach. Plötzlich hörte er im Stall einen melken, lehnte sich über die untere Hälfte der Stalltüre und rief mit seiner Baßstimme in den Stall:

«Wie mängi hesch z mäuche? »

«Driizähne», gab der Melcher irgendwo unter einer Kuh hervor die Antwort, und dann die Frage an den Oberstbrigadier im Chüechutzeler, den er für einen gewöhnlichen Füsel hielt: „Warum fragsch? Bisch o Mäucher?“

«He, du chasch ihm a so säge», grunzte der Brigade-Rüedu, «i bi ir Regierig.» Rudolf von Erlach war Regierungsrat und Baudirektor des Kantons Bern.

Ueber Oberstdivisionär Gertsch schreibt uns ein Füsel, Jahrgang 1888:

«Sie erwähnen in Ihrem Buch den Divisionsbefehl des Gertschen-Fritz, die Wadenbinden von obsi nach nidsi zu rollen, statt von unten nach oben, wie man das in der Rekrutenschule gelernt hatte und es allgemein üblich war. Im ersten Wiederholiger nach dem Krieg fragte einer unserer Füsel unsern Zugführer: «Herr Oberlittnant, mueß man die Wadenbindi richtig binden oder immer no gertschen?»

«An der Quelle saß der Knabe ... »

So ring, wie viele Leute glauben, geht das Bücherschreiben nicht, und monatelang habe ich mir überlegt und gewerweiset - obgleich das lange Ueberlegen und Werweisen sonst nicht meine Art ist - was ich in diesem dritten Band erzählen soll und was nicht, denn es handelt sich streckenweise um gar chutzelige Sachen. Stoff genug zum Schreiben ist schon da, aber vielfach geht es tief ins Politische, und wenn man da einem auf die Aegerschtenaugen trappet, kann das eine Räblete geben, nid zum säge.



Auch muß man beim Memoirenschreiben sich möglicher Distanz zu den Dingen befleißigen, und das ist nicht immer leicht, wenn man selbst mitten im Cheigelries steht. Besonders für den Schwarz Hans, der Zeit seines Lebens gerne dem Gaul die Zügel hingab und etwa im Karacho über die Piste hinaus galoppierte und so manchem Zeitgenossen und Leidgenossen an den Hag ritt. Man darf sich auch selbst nicht schonen bei solcher historischer Rückblende und soll eigene Schildbürgerstreiche und Dummheiten zugeben und nicht beschönigen und auch hingerdrii in allem und jedem bis aufs letzte Tüpfelchen hinaus recht gehabt haben wollen.

So habe ich mich denn entschlossen, auch dieses Buch frisch von der Leber weg zu schreiben und nichts zu bemänteln und auch von leichtfertigen Ereignissen frei zu erzählen. Werden zwar vorab drollige und lustige Begebenheiten geschildert, so darf man beim Nachgenuß dieser heiteren Episoden nicht glauben, es sei alles lauter Honiglecken und Freude und Uebermut gewesen, denn diese wahren Geschichten spielten sich vor dem düstern Hintergrund des heraufziehenden und dann so lange dauernden Zweiten Weltkrieges ab. Bevor ich aber in der chronologischen Abwicklung dieser Geschichten weiterfahre, muß ich meinen Lesern einmal erzählen, woher ich stamme, warum ich so ein Rucher bin und ein Draufgänger und vor allem ein Rösseler, dann wird sich gar manches von selbst erklären.

«Als der Großvater die Großmutter nahm ... »

Wir sind ein altes Emmentaler Bauerngeschlecht. Die Emmentaler waren immer etwas raubautzige Haglen und lassen sich nicht allzu gerne herumkommandieren. Das mußten schon die Berner Patrizier erfahren, die im Bauernkrieg nur mit List die aufständischen Emmentaler Bauern niederzwangen und sie durch ihre grausame Rache auf Jahrhunderte so verbitterten, daß sich das sogar beim Uebergang Anno 1798 noch auswirkte, als die Emmentaler Bauernbataillone die patrizischen Offiziere absetzten und ihnen, wie dies Hauptmann von Effinger von Wildeggen berichtet, zuriefen: «Ab de Rosse mit dene puderierte Donnerer!» Die alten Gnädigen Herren von Bern trauten den Emmentälern nicht mehr recht; seit der Hinrichtung des Niklaus Leuenberger und der andern Bauernführer hatten sie heimliche Angst vor diesen rebellischen Untertanen. Im ganzen Emmental findet man keinen patrizischen Herrnsitz, wie sie so zahlreich das Mittelland und das Gürbetal schmücken. Das Schloß Oberdießbach der von Wattenwyl ist der äußerste Vorposten der patrizischen Landsitze des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, aber es liegt nur am Rande des Emmentals, und erst in seinem Rücken steigt das Land in die eigenartige, voralpine Hügellandschaft der tausend Täler und Chrächen des Kernbauernlandes Helvetiens. Immerhin dürfen wir beifügen, daß sich trotzdem auch die Emmentaler mannhaft gegen die Franzosen schlugen bei Fraubrunnen und im Grauholz, und so kam auch der Name eines meiner Vorfahren auf die Marmortafel der Gefallenen im Berner Münster und steht zu lesen: Hans Schwarz von Langnau.

Daß die Schwarz-Bauern schon in alten Zeiten hitzige Männer waren und sich nicht scheuten, ihr Recht zu verfechten, bewies vor mehr als hundert Jahren ein anderer aus unserm Geschlecht. Er hatte eine Kuppele Meitschi, eines hübscher und zwirbliger als das andere, und in eines hatte sich ein Herr von Steiger vergafft und es verführt, oder das Schwärzeli hatte den Herrn von Steiger verführt. Item, der Bauer Schwarz vom Limpach spannte seinen Kohli in das Riitwägeli und nahm seine doppelläufige Pistole in den Chuttensack und fuhr zum Herrn von Steiger aufs Schloß. Wenn ihm das Meitschi gut genug gewesen sei für ins Näscht, so müsse es ihm auch gut genug sein zum Heiraten, er habe grad d Weli, sonst solle er sein Testament machen. Der Herr von Steiger erschrak fast zu Tode und war sofort mit allem einverstanden und begleitete mit vieler Höflichkeit den halblinigen Schwiegervater in spe bis zu seinem Riitwägeli im Schloßhof, und die rassige Frou vo Schteiger-Schwarz hat dann eine ganze Ziilete junge von Schteigere auf die Welt gestellt, man kenne diesen Zweig noch heute von der andern Linie, versicherte mir der Pierre, sie hätten dickere Gringe weder die andern.

Großmütterlicherseits stamme ich auch von Bauern ab, von Herrenbauern, von gar nicht rebellischen, die sich mit dem Patriziat gut verstanden. Mein Urgroßvater war der Freiweibel Balsiger auf seinem herrschaftlichen Gut Kleinwabern am Fuße des Gurten, und er hatte das ganze Könizbiet zur Zeit der Gnädigen Herren zu kontrollieren und die ganze Chutzenwache auf dem Gurten unterstand ihm, und als es brenzlich wurde und die Berner Oligarchen zweiundfünfzig angesehene Landleute in den Großen Rat beriefen, «um gemeinsam das Wohl des Vaterlandes zu beraten», wurde er Ratsherr zu Bern. Mein 1830 auf dem alten Familiengut Kleinwabern geborenes Großmüetti wußte vom Hörensagen lustige Geschichten aus jener traurigen Zeit des Niederganges

der alten Republik Bern zu erzählen. Einst wollte der Ratsherr von May zu Muri in dringender Angelegenheit zum Ratsherrn Balsiger nach Kleinwabern, denn sie saßen zusammen in der Militärkommission; und der Ratsherr Balsiger hatte grad den gleichen Gedanken und wollte zum Ratsherrn von May nach Muri. So setzte sich jeder in seinen Char-à-banc, und der eine fuhr gegen Wabern und der andere gegen Muri. Diese Char-à-bancs waren leichte Einspanner mit Verdeck, man setzte sich seitwärts hinein und hatte nur nach der einen Seite freie Aussicht, im Rücken hatte man das Verdeck. So kam es, daß die beiden Char-à-bancs im Sulgenbach rücksittliche aneinander vorbeifuhren, ohne daß sich die beiden Ratsherren sehen konnten. Deshalb erhielt jeder am Gutseingang des andern den gleichen Bescheid, der Herr von May in Kleinwabern und der Herr Balsiger in Muri: «Eh dr Donnerli, Herr Ratsherr, jiiitz isch dr Herr Ratsherr grad zu Euch übere gfare. Isch är Euch de nid abcho?» Als am Vortag des unglückseligen 5. März 1798 die Sturmglocken läuteten durch das Berner Land und den Landsturm zusammenriefen und der Ratsherr Balsiger in großer Eile ohne Perücke in den Char-à-banc kletterte, cheibete ihm der Meisterchnächt, die Perücke schwingend, bis auf die Landstraße nach und möögete: «Haut, haut, Dier heit ja no dr haub Gring la liege!» Wie dann die Franzosen vom eroberten Bern aus auch die Umgebung heimsuchten und ein Beritt Dragoner gegen das Gutshaus Kleinwabern antrabte, nahm alles den Finkenstrich hinauf in den Gurtenwald. Nur eine alte, taubstumme Magd, das Megert Züsi, blieb in der Küche zurück, und als die Franzosen eindringen und mit unmißverständlichen Gesten Geld verlangten, nahm es ganz verdatteret seinen Sparhafen vom Chuchischaft und hielt ihn den Eindringlingen hin. Aber es waren nur einige Kreuzer in dem alten Kaffichacheli, und die Dragoner hatten großes Bedauern mit dem alten Züsi und steuerten gleich einen ganzen Neutaler an bereits anderwärts erpreßtem Geld zusammen und legten die Münzen zu den Kreuzern ins Kässeli. So hat uns das unser Großmüetti oft erzählt.

Unser Großmüetti, das Grittli Balsiger, war so um 1850 herum das schönste Buuremeitschi zu Wabern und zäntume, es habe so Schriiß gehabt bei den jungen Burschen, daß ihm die Dragoner oft grad mit dem Roß bis in die ebenerdige Kuchi nachgeritten seien. Aber es heiratete keinen Draguner, sondern den Schwarz Hannes vom Limpach, einen jungen Bauern und Artilleriewachtmeister, und damals heirateten die Schwarz und die Balsiger grad gegenseitig drüümal. Zwei Schwarz-Buben vom Limpach heirateten zwei Balsiger-Meitschi von Kleinwabern und ein junger Balsiger ein Schwarzli. Dannzumal existierten auf den großen Bauernhöfen noch herrschelige Bräuche. Wenn ein Kind zur Welt kam, wurde ein Fäßli Burgunderwein in den Fүүweiher versenkt und erst wieder heraufgezogen zur Hochzeit dieses Kindes, und so zogen sie zu Kleinwabern und auf dem Limpach grad je drei Fäßli herauf. Kaum neunzehn Jahre alt war mein Großmüetti, als es den Schwarz Hannes heiratete und der übernahm von der Schwiegermutter das Kleinwaberngut zu Lehen. Da die Balsiger-Buben studierten - einer wurde später Obrichter, der andere Forstmeister des Kantons Bern - so hoffte er, das Gut übernehmen zu können. Aber die Balsiger zu Wabern hatten ihren Bauernadelsstolz, das Gut war schon mehr als vierhundert Jahre in der Familie, und so mußte es wieder einem Balsiger zufallen, dem Forstmeister. Meinem Großvater paßte es nicht, Lehenmann zu bleiben, so kaufte er die Mattenhofbesitzung grad während dem siebenziger Krieg, die dann später mein Vater übernahm und wo auch unsere Generation noch in fast ländlicher Umgebung aufwuchs.

«Fuchsen, das sind schöne Pferde ...

Die Schwarz waren Rösseler seit Generationen. Besonders mein Vater, er hatte stets fünf Rosse im Stall, obschon er für seinen Betrieb an dreien genug gehabt hätte. Er war ein gewirbiger Mann, war vom Großvater her nebenamtlich Posthalter vom Mattenhof, hatte dazu ein Lebensmittelgeschäft mit der amtlichen Salzablage, einen weitherum bekannten Fouragehandel; die Bauern bis Aarberg, Murten, Schwarzenburg, Thun und Burgdorf im Kreis herum nannten ihn nur den «Haber-Schwarz», denn damals gab es noch keine landwirtschaftlichen Genossenschaften und bei uns fast keinen Getreidebau, mein Vater kaufte den Hafer oft schiffsweise, hauptsächlich von den Russen über das Schwarze Meer, aber auch den Hafer von La Plata - dazu eine Surchabisfabrik in Kehrsatz und eine Häckerligfabrik mit modernsten Maschinen und Geleiseanschluß in Wabern.

So wuchsen wir Buben und Meitschi inmitten eines umfangreichen Familiengeschäftes heran, und nach alter Sitte waren die Angestellten und Knechte alle an der Kost. Unsere Mutter war eine schöne, stille Frau, aber die Haushaltung dirigierte das Großmüetti. Das war jeweils eine große Tischete, obenan der Vater, zu seinen Seiten die Mutter und das Großmüetti, dann das Post-, Laden- und Bürofräulein in einer Person, die Elise, die später den Direktor von Thorberg heiratete, der Reitknecht und Kutscher meines Vaters, ein württembergischer Dragonerwachtmeister, der Albert, mit seinem Guillaume-II.-Schnauz, daneben ein riesiger Emmentaler, der Miggu, als Fuhrmann des Schwerfuhrwerks, der Vorarbeiter von Wabern, der Schöni Ernst, dann der Surchabisseppu mit seiner versoffenen Nase und zu unterst die zwei Meitli, ds Trini, eine gute Alte, und ds Rösi, eine gewaltige Emmentalerin mit Chruselhaaren und sonntags immer in bürscher Tracht. Der machte der Miggu den Hof und wollte immer bei ihr z Chilt, aber sie wollte ihn nicht, und dann stellte etwa das Großmüetti z Bode und sagte dem Miggu, wenn es nicht bessere mit seinem Dummtun, so jage man ihn öppe zum Tüfu. Ich fand das nicht recht vom Rösi und dem Großmüetti, daß sie den armen Miggu immer so abschüfelten und strich oft in der Küche herum und machte den Fürsprech und setzte dem Rösi zu, es solle doch nicht so eigelig tun und den Miggu doch ine la, der wüsse so schöni Gschichtli zu erzählen. «Das vürschteisch du no nid, Houseli» belehrte mich das Rösi, und als einmal das Großmüetti ungsinnet in die Kuchi kam und unsern Disput hörte, schnauzte es mich schön an: ich solle nicht so dumms Züüg schtürme und use, dem Seppu ga helfen d Surchabiszübere schwenken.

Am Tisch sah das Großmüetti auf strenge Ordnung. Es gab die Suppe aus und schenkte den Kaffee ein, schön der Rangordnung nach, und man bekam erst nachgefüllt, wenn oben am Tisch den Eltern wieder eingegossen war. Am Samstag gab es immer zwei große Schüsseln Fleischsuppe mit Safranaugen, aber das Rindfleisch kam unten an den Tisch für die Knechte und Mägde, für die Familie oben, einschließlich der Bürojumper, gab es Kalbfleisch oder Schwinigs. Das waren damals noch so Standesvorrechte und niemand stieß sich daran. Rindfleisch essen lernte ich erst später, in der Rekrutenschule und dann, als ich verheiratet war und meine Frau meine Einrede, Suppenfleisch sei Chnächtefleisch, lächelnd ignorierte und sagte, wenn man Fleischsuppe wolle, müsse man auch Suppenfleisch essen.

Obgleich wir Buben uns Chüngel und Hühner halten durften, waren wir doch fast immer im Roßstall anzutreffen. Schon als sechsjähriger Schnürggel stahl ich bisweilen meinem Vater ein Roß aus dem Stall, den «Bambus», einen prächtigen Freiburger, um heimlich auszureiten. Vom Stall weg brachte

ich den «Bambus» nicht, so führte ich ihn am Zügel den Mattenhof hinauf, durch die Stadt und hinaus bis zum Breitenrainplatz und dort, bei einer Sandkiste, hockte ich auf, wartete das nächste Tram ab und folgte ihm dann in Trab und Galopp bis in den Mattenhof hinunter. Bis dann einmal die Tramdirektion meinem Vater anlautete und sich erkundigte, ob er einverstanden sei mit diesen verwegenen Eskapaden seines Buben. Der Vater verbot es mir natürlich ungesäumt, aber er hatte heimlich seine helle Freude daran, so sehr das Großmüetti kiefelte, ob's mir eigentlich fehle, so ein kleiner Schnuderli, ich werde schon noch ungefährlich mit meinem Roßgschtümm, ich könnte da wüst abegheie und Hals und Bein brechen. Ich bin dann später weit mehr als hundertmal abegheit und einige Male ganz zünftig. Den Hals hätte ich mir oft brechen können, aber außer einem Hand- und einem Fußbruch ging es immer glimpflich ab.

Mein Vater hatte für seine Geschäftsreisen einen herrlichen Goldfuchs, einen Anglonormänner-Traber, der vor dem Zweirad ging wie der Biiswind. Die Strecke Bern-Thun und umgekehrt legte er regelmäßig in einer Stunde zurück, und als ihm das der Bürki Peter, der als Dragonerleutnant sein Roß in unserm Stall hatte, nicht glauben wollte, nahm er ihn einmal mit, und der Bürki Peter stellte anhand seiner Stoppuhr mit Erstaunen fest, daß es vom Sadel in Thun bis zum Zytglogge in Bern gerade 58 Minuten waren. Unser Fuchs galt damals als das schönste Pferd von Bern, und mein Vater hatte auch die für jene Zeit phantastische Summe von dreitausend Franken für diesen Traber bezahlt. An freien Schulnachmittagen nahm er mich mit, wenn er einen Kehr ausfuhr, Bestellungen aufzunehmen und mit seinen Bauern abzurechnen. Er bestellte sie jeweils dutzendweise in die Dorfpinte, band den Fuchs draußen gut an und ich mußte überdies bei ihm Wache stehn und ihm sommerszeit die Brämen wehren. Bis mein Vater jeweils mit zwanzig, dreißig Bauern abgerechnet, das Geld einkassiert, neue Bestellungen entgegengenommen, gab es oft für mich vor dem «Bären» oder «Leuen» in Säriswil, Meikirch, Hindelbank und der Enden ein langes Warten, trotz dem Sirup und dem Weggli, das mir der Vater hinausreichen ließ, und ich machte dann etwa einen Mullgring und täubelte, und wenn er endlich kam und seinen Geldsäckel voll Feufiber und Banknoten unter dem Sitzkissen verstaute, mußte er darüber lachen. Gewöhnlich hielten der Wirt und der Stallknecht zusammen den Fuchs, bis wir auf das Zweirad hinaufgeklettert waren, dann nahm mein Vater die Zügel auf und befahl: «So, löht ne gah!» Der Fuchs sprang mit einem Satz an und zog davon wie Anton. Vor den Kurven und durch die Dörfer betätigte mein Vater eine Autohupe, und die Fußgänger und die Käsereibuben mit ihren Hundekarren flohen an den Straßenrand, wenn wir im ganz großen Trab durch die Dorfstraße daherkamen. Ich hatte meine Freude an diesem rasanten Fahren und vergaß rasch meinen Aerger über das lange Warten. Mein Vater war von Haus aus - und nicht nur aus Geschäftsinteresse - ein großer Autofeind, und wenn wir mit unserm sprützigen Fuchs so einen langsamen Schnaagger jener ersten Automobile, etwa am Allmendingenstutz, überholten, schmunzelte er und schnalzte extra mit der Zunge, so daß der Fuchs noch feuriger dahinflog. Große Schadenfreude hatten wir, wenn wir gar an einer Motordrotschge vorüberfuhren, die eine Panne hatte, denn damals gab es ungezählte Autopannen, besonders wegen Nägeln auf den noch nicht asphaltierten Straßen, absichtlich den Automobilisten gebeizten und zufälligen. Nie ließ sich mein Vater dazu bewegen, in so eine Benzinkiste einzusteigen, und als sein bester Freund, der Käse-Exporteur und Millionär Hermann Bürki im Sulgenbach, das erste Automobil anschaffte, täubelte mein Vater mit ihm viele Jahre lang, und es war dann der Bürki Hermann, der wieder zu uns kam und

meinem Vater die Hand hinstreckte: «So Kari, tue nüm so dumm. Wäge däm Auto han-i kes Roß weniger im Schtau.»

«Arbalète»

Nach diesem Streifzug rückwärts ins Jugendland fahren wir in unserer Chronik zu, und da das Leben eines schweizerischen Milizers sich auf zwei Bahnen nebeneinander her abwickelt, will ich erzählen, wie ich definitiv zum Journalismus übersattelte und zur Schriftstellerei, nachdem ich seit langem sporadisch an vielen Zeitungen mitgearbeitet hatte. Es war in der noch flauen Zeit nach der großen Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre, als ich eines Morgens meiner Frau sagte, ich hätte Lust, mit meinem Pferd einen Distanzritt quer durch Frankreich zu machen und darüber in der Presse zu berichten. Sie war natürlich zuerst nicht gerade begeistert von meinem Plan, als aber alle Zeitungen, die ich anfragte, sich gerne bereit erklärten, Berichte über diese romantische Reise nach alter Väter Sitte zu übernehmen, stimmte sie zu und half mir kameradschaftlich bei den Vorbereitungen. Ich könnte auch eine Pferdeordonnanz mitnehmen, das mache sich besser und sehe stattlicher aus, kalkulierte ich, aber nach meinen Berechnungen verteuerte das die projektierte Reise um fast soviel, als ich von Zeitungen Honorare erhalten würde. Doch, wenn man dieser Reise einen sportlichen Anstrich gäbe, der nicht nur die Reiter-, sondern auch die Radfahrerkreise interessiere, würde das mein Unternehmen noch viel populärer gestalten und eine weitere Leserschaft gewinnen. Ich unterbreitete das der Direktion der Dr. Wander AG und Direktor Schaffner sprach das Projekt sehr an; wir würden auf der Tour ihre Ovomaltine als willkommenen Reiseproviant mitnehmen, und die Firma würde mir einen Reisezuschuß geben, der die Mehrspesen des Radfahrers decken sollte. Wir waren sofort einig, und Direktor Schaffner diktierte einer Sekretärin einen kleinen Vertrag und zahlte mir den Reisezuschuß gleich bar auf den Tisch. Zwei Jahre vorher war das Schweizerische Armbrustzeichen durch meinen Schwager zusammen mit prominenten Industriellen gegründet worden, und gerade in diesem Jahre 1934 lancierte die Zigarettenfabrik Batschari in Bern eine neue Marke, die sie «Arbalète» taufte. Direktor Schröder kam nun zu mir und machte mir den Vorschlag, in meinen Berichten etwa seine Zigaretten zu erwähnen, die neue Marke «Arbalète», er würde gerne auch einen namhaften Reisezuschuß, leisten. Aber ich erwiderte, ich sei Stumpenraucher, und die cheiben Zigaretten kratzten mir im Hals, und so werde das nicht wohl gehen. Dann solle ich mein Roß doch «Arbalète» taufen, das genüge ihm, wenn dieser Pferdenamen gerade jetzt in den Zeitungsberichten erscheine, zugleich mit seiner Inseratenkampagne. Das gehe leider auch nicht, wendete ich ein, mein Pferd, der «Boby», sei ein Wallach und ich könne ihm keinen weiblichen Namen geben. Das mache doch nüt, lachte der Herr Direktor, das merke doch kein Scheichen, wer werde jetzt luegen, ob mein Roß ein Mönch oder eine Stute sei, und schließlich: Geld sei Geld und für ein paar hundert Franken würde er sich nicht lang bsinnen, ein Roß umzutaufen, wer tüfu wisse denn in der breiten Oeffentlichkeit, daß mein Pferd bisher «Boby» geheissen habe. Das schon, gab ich schon halb animiert zu, aber die Rösseler merkten es sicher, und dann werde das eine schöne Helkerei absetzen. Item, zuletzt konnte ich dem schönen Reisezuschuß der Batscharifabrik nicht widerstehen und sagte zu und taufte meinen Wallach-Sommerrappen stolz «Arbalète». In den Berichten war er jetzt einfach eine Stute, und nur ein einziges Mal gab es deswegen Staunen und Verwunderung, als ich von Italien

zurückkehrte und mir der Reitverein Zürich entgegenritt und mich in die Stadt begleitete und vor der «Neuen Zürcher Zeitung» Redaktor Bierbaum eine Rede hielt und ganz besonders die Leistungen dieser braven «Stute Arbalète» herausstrich, und Major Bigler sich auf dem Pferd umwenden mußte, um zu lachen, und rings im Kreise die Reiter grinsten. Wir haben damals die Geschlechtsumwandlung meines Streitrosses am Abend noch zünftig begossen. Späterhin sah der «Arbalète» niemand mehr unter den Bauch, und mein Wallach machte meinen ganzen Balkanfeldzug offiziell als Stute mit, und die Schweizer Presse war ihres Lobes voll und als Stute hat mein braver Mönch einige Jahre später sein Leben beschlossen.

Dem Fahrkorporal Pfeuti, der mich als Radfahrer und Pferdeordonnanz begleitete, schärfte ich ein, unser «Boby» heiße von jetzt an «Arbalète» und er solle sich nicht etwa verschnurren, das wäre eine schöne Blamage. Am meisten Mühe machte die Umtaufe meinem Wallach selbst, er gewöhnte sich erst lange nachher an den Zuruf «Arbalète». Den

Ritt durch Frankreich

und die spätern Distanzritte nach Rom, durch Oesterreich, Ungarn und Rumänien, Bulgarien, die Türkei und Griechenland, Albanien, Montenegro und Jugoslawien, die Tschechoslowakei und Polen, über die britischen Inseln und später nochmals durch Frankreich, Luxemburg und Belgien bis Holland, kann ich hier nicht abermals beschreiben, obgleich die Bücher, die ich darüber schrieb, mit Ausnahme der zwei letzten, vergriffen sind. Aber gerade der Umstand, daß diese Bücher nicht mehr erhältlich, erlaubt mir, daraus einzelne lustige Ereignisse nachzuerzählen, vorab solche, die meine Erlebnisse als Soldat bei fremden Armeen betreffen, denn ich reiste ja stets halboffiziell, mit dem Segen des Minger Ruedi, als damaligem Kriegsminister Helvetiens, und auf Sonderempfehlung des Herrn Motta, der mir jeweils Geleitbriefe mitgeben ließ und mich bei den schweizerischen Gesandtschaften empfahl, wodurch ich bei den fremden Kriegsministern gleichsam akkreditiert wurde, besonders während der siebenmonatigen Exkursion mit vier Armeepferden und zwei Soldaten durch die Balkanstaaten. Daß ich mich dann später in heftigen Pressekriegen gerade mit Herrn Minger und Herrn Motta zünftig überwarf, war nur dieser verdammten Hitlerei zuzuschreiben, denn ich ging den Herren im Bundeshaus viel zu zünftig ins Zeug, aber wenn ich zurückblicke, möchte ich nicht, daß ich zahmer geschrieben hätte. Es brauchte damals beides, es brauchte bedächtige Herren im Bundeshaus, welche unsere alte Eidgenossenschaft an den Klippen einer wahrhaft gefährlichen, Epoche vorbeischaufelten, und es brauchte Männer aus dem Volk, die deutlich zu verstehen gaben, daß wir uns in Helvetien nicht fürchteten und wir niemals bereit seien, unsere Unabhängigkeit kampflös preiszugeben.

Dannzumal, 1934, als ich zu meinem Ritt durch Frankreich aufsattelte, begannen für unser Europa jene «dynamischen» Zeiten, die fünf Jahre später zum Zweiten Weltkrieg führten. In Deutschland war der «böhmische Gefreite» für den Hindenburg und die deutsche Generalität so lange nur verachtungsvolles Achselzucken übrig hatten, ans Ruder gekommen, und die Franzosen, wie auch die übrigen Siegermächte des Ersten Weltkrieges, ließen dem Verhängnis tatenlos den Lauf. Das französische Volk kümmerte sich mehr um seine innenpolitischen Skandale, der Stavisky-Handel gab viel zu diskutieren und zu streiten bis ins letzte Bistro des schönen Frankreich, und was weit drüben

ennet dem Rhein sich abspielte, kümmerte den kleinen Mann nicht viel. Ich erinnere mich noch jener kleinen Pinte von Montsauche, wo wir abends müde am Kaminfeuer saßen, unsere durchregneten Kleider zu trocknen, und in der niedrigen Gaststube eifrig politisiert wurde und ein kleines, zappeliges Männchen in gewissen Jahren alle andern überschrie: «A la guillotine, à la guillotine, à la lanterne!» Die ganze französische Prominenz wollte dieser verspätete Jakobiner köpfen lassen, und als wir schon lange oben in den Federn lagen, tönte noch seine krächzende Stimme aus der Gaststube herauf: «A la guillotine, à la lanterne!» Wir wünschten, ihm seinen verdammten Spitzbart haarweise auszuraufen und drehten uns a uf die andere Seite.

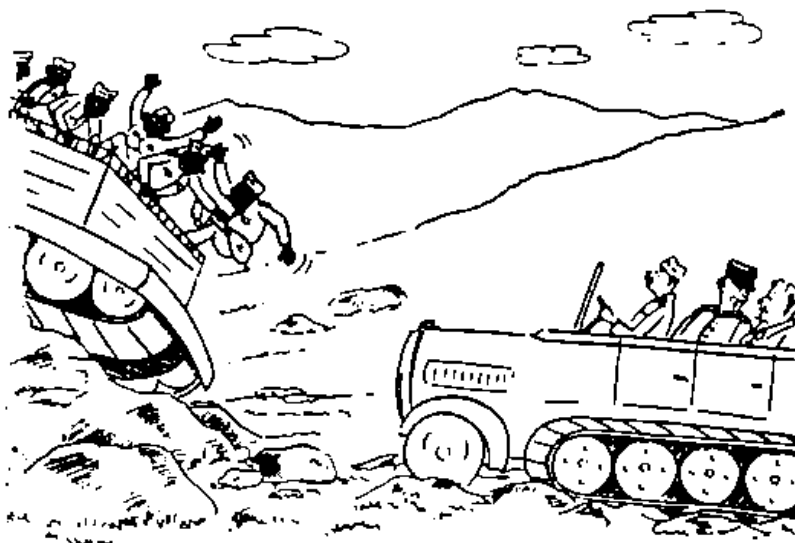
Zehn kleine Negerlein ...

Ein Erlebnis für mich war damals Saumur. Saumur - die Stadt der Kavaliers, Saumur - das Dorado der Reiter, Saumur - eine der berühmtesten Kavallerieschulen der Welt. Tausendsechshundert edle Rosse stunden in den weiten Ställen. Von Oberst de Gaulle und Kommandant de Laissardière im Offizierskasino im Kreise der Offiziere kameradschaftlich empfangen, trinke ich auf die französische Armee, «la plus glorieuse du monde!» Wie ein Funke springt dieser Trinkspruch über, und in glänzender Rede dankt de Gaulle der Schweiz für ihre Freundschaft zu Frankreich, für die unvergeßliche Fürsorge bei der Aufnahme der Bourbakiarmee und der Internierten im letzten Krieg. Wer hätte damals gedacht, daß es nur sechs Jahre später wieder soweit kommen würde, welche Rolle der Oberst und nachmalige General de Gaulle als Führer des unbedingten Widerstandes spielen würde, derweil der Commandant de Laissardière mit seinen Reitern von Saumur die deutsche Panzerarmee drei Tage lang an der Loire mit weit unterlegenen Waffen in Schach hielt um dann mit den kostbarsten Hengsten von Saumur ins südliche Frankreich zu flüchten?

Doch kehren wir zurück zum fröhlichen Lagerleben von Saumur 1934, denn es war wirklich romantisch, wie irgendwo im afrikanischen Busch. Spahis und farbige Manövertruppen lagerten rings um die überfüllten Kasernen, und am Abend wurde beim Feuer getanzt und gespielt und monotone Negerlieder gesungen und stolze Araber im farbigen Burnus schritten auf und ab. Köstlich war es bei einer Feldküche, wie sie da Tee mit Rum ausgaben und immer wieder mit dem Wasserkessel nachhalfen, je mehr Negerlein fassen kamen. Das erinnerte mich an unsern Küchenchef Santschi, der mir einmal so Anfang September 1914 in Courgenay als zugeteilte Küchenordonnanz Weisung gab: «Zersch nimmsch oben ab zwo Gamälle für üs u die höhere Ungeroffizier, de füllsch Wasser nache, de nimmsch zwo Gamälle wäg für d Offizier, de füllsch Wasser nache, de vier Cheßle für die vier Züg u nachhär füllsch Wasser nache, de a haube Chessu für ds Chrankezimmer u a Chessu für d Sanität u ds Spiel, de füllsch Wasser nache bis de gnue hesch für d Träng.» Nicht zu verwundern, daß damals die «Träng» mit Brönnts nachhalfen und sich einmal der Traingefreite Boß beim Santschi meldete zum Nachefasse: «Chuchichef, hesch no chli fürige Trängkaffi, mier sötte de Rosse no d Scheiche achewäsche?»

Auf einem Raupenauto fuhr ich mit Commandant de Laissardière über Stock und Stein und Wurzeln im lichten Birkenwald hangauf, hangab, und vor uns schwankte ein größerer Raupenwagen voll Neger und mehrmals kippte er fast um, und zuweilen flog ein Negerlein ins Kraut und versuchte dann, dem

Wagen nachzuszirachen. Drollig ist es, wenn diese Negersoldaten rennen, denn fast alle haben Plattfüße und patschen etwas schwerfällig durchs Ried.



Eine straffe Disziplin und doch wieder fürsorgliche Anteilnahme durch die französischen Offiziere hielt diese Truppe beisammen. Das sah ich beim Kommandanten zu Hause, wo ich zum Mittagessen eingeladen war. Der Negersoldat, der bei Tisch bediente, ging einmal mit einer Platte, als wir noch im Vestibül plauderten, hinter uns durch ins Speisezimmer. Da nahm Herr de Laissardiére kurz entschlossen das Negerlein am Kragen und stellte es zurück und erklärte ihm, es sei unhöflich, hinter Gästen durchzugehen, immer vorne durch. Das erschrockene Negerlein nahm Stellung mit seiner Platte Hors d'oeuvre auf dem balancierenden Arm und mööggete: «A vos ordres, mon commandant!»

Pfiffige Kerle müssen im mittelalterlichen Frankreich die Pferdediebe gewesen sein. Darüber staunte mein Korporal Pfeuti am meisten im berühmten Pferdemuseum auf Schloß Saumur hoch über der Loire. Es hat da Pferdefinken mit unten verkehrt aufgehefteten Eisen, die wurden den gestohlenen Rossen über die Hufe gezogen und mit Riemen über den Fesseln angeschnallt. Ritt dann der Dieb mit dem gestohlenen Gaul südwärts, wiesen die Hufspuren die Verfolger nach Norden. Und daß es damals heizbare Bügel für Kurierreiter gab, findet Pfeuti einfach großartig, das sollte man noch heute bei unserer Armee einführen. Es waren zweibodige Bügel mit einem kleinen Hohlraum mit Schieber, wie Miniaturplättcheisen aus Großmutter's Zeiten. In die Hohlräume wurden auf den Pferdewechselstationen glühende Kohlen eingeschoben, so hatte der Reiter auch beim kältesten Wetter warme Füße.

«Schnägge -, Schnäggehüsli ...»

Daß wir bei unserm Einzug in Paris an der Porte d'Orléans von der Pathé-Gesellschaft gefilmt wurden und neben uns her ein Aufnahmewagen fuhr mit Operateuren und neugierigen Filmstars, die mitfuhren, war für Pfeuti eine Sensation. Für mich kam es sehr unerwartet, daß mir plötzlich am hohen Mast ein Mikrophon hingehalten wurde, in das ich vom Sattel aus in französischer, und deutscher Sprache eine Rede halten mußte, das war eine kitzlige Sache, aber ich hatte ja schon einige welsche

Ansprachen gehalten, und es ging über Erwarten gut. Köstlich war es, meinen Korporal mit der Großstadt bekannt zu machen, mit der Untergrundbahn und ihrem Labyrinth, aber auch mit den umfangreichen Menus à la carte. Da komme ke Tüfu druus, meinte Pfeuti, und als ich ihm einmal sagte, er möge mit dem Abendessen beginnen, wenn ich nicht zur abgemachten Zeit im Hotel sei, fand ich ihn bei meiner Rückkehr zu Tische, sich mit Ueberwindung bemühend, zwei Dutzend Schnecken aus schlüferigen Häuschen zu kitzeln. Als ich ihn lachend fragte, warum er gerade Schnecken bestellt, klärte er mich grinsend auf. Er habe nach dieser verdammten «Preisliste», d. h. nach dem Menu, den ersten Gang bestellt, da habe ihm der Kellner große, grausige Krebse gebracht, die habe er zurückgeschickt und mit dem Zeiger auf den zweiten Gang gewiesen, da seien eben diese Schnecken aufgerückt, und nun hätte er sich nicht dafür gehalten, nochmals zu reklamieren.

Der «König von Thun»

Meine erste Bekanntschaft mit Oberst Ziegler, dem feudalen Kommandanten der Eidgenössischen Pferderegianstalt in Thun, war ein kleines Rencontre. Kavallerieoberst Ziegler war nicht nur Kommandant dieser berühmten helvetischen Pferderegie, sondern Direktor und unterstund als Abteilungschef nicht dem Militärdepartement, sondern direkt dem Bundesrat. Er führte in Thun ein selbstherrliches Regiment und ließ sich von niemand dreinreden, und man nannte ihn wegen seiner preußischen Allüren den «König von Thun». Die alten Regiewärter, die den Mist ausfuhren, mußten vom Sattel aus fahren in Lederhosen, was bestimmt keine Marotte war, sondern nützlich, weil ja die Artilleriebundespferde diese Art des Zuges im Dienst praktizieren mußten. Aber wie diese Misttraingelos vom Roß aus den Kopf wendeten, wenn sie an einem Offizier oder Adjutanten oder gar an Herrn Direktoroberst vorbeifuhren, und militärisch ihre Mistfuhr meldeten, das war so für gewöhnliche Milizer der helveto-preußischen Schule etwas zuviel. Leutnant Bringolf selig, der verunglückte Diplomat und berühmte Landsknecht in fremden Armeen, schreibt etwas böse in seinen realistischen Memoiren von Oberst Ziegler, mit dem er als junger Kavallerieoffizier diente, der habe seine so glänzende militärische Karriere bis zum Direktor der Pferderegie einzig der unnachahmlichen Art zu verdanken gehabt, wie er Befehle von Vorgesetzten entgegengenommen habe, Sporen zusammen, verbindlich leicht vorgeneigte Stellung und weißhandschuhte Rechte grüßend am Käppi- oder Mützenschild, solange, als der Höhere mit ihm sprach.



Von den feudalen preußischen Mätzchen, die damals unsere Kavallerieoffiziere von ihrer Abkommandierung zu kaiserlich-deutschen Reiterregimentern in Hannover und Ostpreußen mit nach Hause brachten auf die helvetischen Kasernenhöfe in Bern und Thun und Aarau, weiß Bringolf lustige Anekdoten zu erzählen. Die sozialdemokratische Presse hatte viel an dem feudalen Regiedirektor von Thun herumzubranzen, aber ihre Kritik zerschellte an der hohen Unantastbarkeit des «Königs von Thun», hatte dieser doch eine geschlossene Phalanx der tonangebenden bürgerlichen Presse hinter sich, unter der gewissermaßen die «Basler Nachrichten» sein Leibblatt waren. Fachlich war Oberst Ziegler ein hervorragender Kommandant. Er war nicht nur ein guter Reiter, er war ein Pferdekenner von Gottesgnaden und ein im Ausland wohlbekannter Pferdeeinkäufer der Eidgenossenschaft, und er hat der Thuner Regieanstalt Weltruhm verschafft als einem der allerbesten Pferdeinstitute des Universums.

Bei den Offizieren, besonders bei den Regieoffizieren, war Oberst Ziegler meist nicht gerade beliebt, einige haßten ihn und seine Art, alles, was unter ihm war, von oben herab zu behandeln. Wenn einer aber nicht erschrak und dem Herrn Regiedirektor die Stange hielt, in den Grenzen militärischer Subordination natürlich, dann hatte er bei dem feudalen Obersten einen Stein im Brett. So soll einmal Oberst Ziegler einen Artillerieleutnant überrascht haben, der im Stallgang rauchte, als er selbst, eine dicke deutsche Kopfgigarre im Mund, inspizierend durch die Ställe ging und nun den Leutnant anfuhr: «Herr Leutnant, zum Donnerwetter, wie kommen Sie dazu, in den Stallungen zu rauchen, das ist in der Regieanstalt streng verboten?»

Der Herr Leutnant klirrte seine Sporen zusammen: «Sie rauchen ja selbst, Herr Oberst.»

«Das geht Sie nichts an, zum Teufel, Herr Leutnant. Wenn ich mit meiner Zigarre die Regie anzünde, ich vermag sie zu bezahlen, aber Sie nicht!»

«Doch, Herr Oberst, ich vermag sie ebenso gut zu bezahlen», war die unerwartete Antwort, und sie entsprach den Tatsachen, denn der Herr Leutnant war der Sohn eines der reichsten Industriellen Helvetiens.

Es war 1919 oder 1920, als mir mein früherer Kommandant, Major im Generalstab Wettstein, einmal anrief, er habe die Genehmigung, für sich ein Regiepferd mit drei Jahren Haltepflicht für den Dienst anzukaufen, aber er verstehe mehr oder weniger nichts von Pferden, und ob ich ihm ein geeignetes Pferd in der Regie auslesen würde? Natürlich sagte ich zu und reiste nach Thun, und es waren noch zwei höhere Offiziere da, die Pferde kauften und die Ratschläge des Regiedirektors dankend entgegennahmen und die Pferde akzeptierten, die er ihnen vortraben ließ. Zuletzt kam ich an die Reihe, und der Herr Oberst ließ mir einen hochbeinigen Irländer vorführen, aber den ließ ich gar nicht vortraben, sondern nahm Stellung an und meldete: «Entschuldigung, Herr Oberst, aber dieses Pferd eignet sich nicht für Herrn Major Wettstein. »

Oberst Ziegler zog erstaunt die Augenbrauen hoch: «Ach so, der Herr Leutnant weiß das so auf den ersten Anhieb. Der Herr Leutnant weiß das besser als ich!»

«Das habe ich nicht gesagt, Herr Oberst. Aber das Pferd eignet sich nicht.»

«Und warum eignet es sich nicht, Herr Leutnant?»

«Das Pferd hat viel zu viel Stockmaß, Herr Oberst. Herr Major Wettstein ist ein kleiner, korpulenter Herr mit kurzen Beinen, der kommt auf dieses Pferd gar nicht hinauf.»

Um den Mundwinkel des Regiedirektors zuckte ein Lächeln, er gab dem Stallmeister einen Wink: «Zurück in den Stall. Lassen Sie die Calanda vorführen.»

Die «Calanda», ein überaus feuriger Fuchs, kam nur auf den Hinterbeinen aus dem Stall und überschriß fast den Regiewärter, der sie an der Halfter führte, und bevor sie richtig hingestellt werden konnte bei ihrer Aufgeregtheit, klirrte ich schon wieder die Sporen zusammen: «Das Pferd geht auch nicht, Herr Oberst. Das hat viel zu viel Blut für einen Bataillonskommandanten! »

«Zum Teufel, Herr Leutnant, wollen Sie mich denn lehren, was für ein Pferd ein Bataillonskommandant braucht, he? Die Herren von der Infanterie sollen eben reiten lernen, wenn sie reiten wollen! »

«Ich kaufe das Pferd nicht, Herr Oberst. Ich muß ein Pferd haben, das ruhig vor dem Bataillonsspiel geht und das die Fahne nicht scheut.»

«Dann lesen Sie sich selbst Ihr Pferd aus, zum Donnerwetter, Herr Leutnant. Stallmeister, zeigen Sie dem Herrn Leutnant, was abgegeben werden kann.»

Ich las mir das Pferd aus, einen ruhigen, etwas gedrunghenen Hannoveraner, und Major Wettstein war mit ihm ausgezeichnet zufrieden.

Von da weg sah ich Oberst Ziegler während vierzehn Jahren nur etwa von weitem auf diesem oder jenem Concoursplatz.

Als ich dann durch Frankreich ritt und Oberst Ziegler meine Reiseberichte im «Bund» las, war er davon so begeistert, daß er mehrmals meiner Frau telephonierte: wann ich zurückkomme, er müsse das Pferd sehen und den Reiter kennenlernen. Und richtig, kaum war ich in Bern eingezogen mit Blumen und Reportagen in allen Zeitungen, kam schon der Telephonanruf des «Königs von Thun». Ob er nach Köniz kommen solle oder ob ich mit dem Pferd nach Thun kommen könnte? Natürlich komme ich nach Thun, wann immer es dem Herrn Oberst beliebe, gab ich Bescheid.

«Gut, dann morgen sieben Uhr in der Regieanstalt, Herr Oberleutnant.»

«Zu Befehl, Herr Oberst, jawohl!»

Der erwischt mich ja nicht, dachte ich, ich werde punkt sieben Uhr in der Regie sein, und die «Arbalète» in vulgo «Boby» wird glänzen wie ein Spiegel. So ließ ich meinen Rappen schon am Vorabend zwei Stunden lang striegeln und stellte den Wecker auf 3 Uhr und putzte und striegelte nach dem Füttern noch selbst eine Stunde, und Schlag fünf Uhr ritt ich weg, durch das Gürbetal und über den Berner Flugplatz und dann alles der Aare nach bis zum äußersten Zaun der Regie, es schlug gerade Viertel vor sieben von Thuns Kirchen als ich dort anlangte. So wartete ich und Schlag sieben Uhr ritt ich stolz durchs legendäre Tor der schönsten Pferdeanstalt Helvetiens. Oberst Ziegler stand mit seinem Stab gerade beim Frührapport, alle Regieoffiziere und Veterinäre und Bereiterchefs und der Stallmeister waren da, als ich aus dem Sattel flankte und mich meldete. Oberst Ziegler ließ meinen Rappen sofort absatteln, das ganze Regierößlispiel umging das Pferd mehrmals, dann mußte ihn ein Wärter vortreiben, und Oberst Ziegler gab sein etwas abschätziges Urteil über meine bereits fünfzehnjährige «Stute»: «Na, grad ein Ausbund ist das nicht. Aber brav hat sich der Gaul gehalten, ich gratuliere!»

«Jawohl, Herr Oberst, und fehlerfreie Pferde sind selten Campagnepferde, ein Roß in diesem Alter muß etwa Moletten haben, sonst hat es nichts gearbeitet, und vielleicht hätten nicht alle Regiepferde diesen Ritt durch Frankreich prestiert. »

«Da haben Sie recht, Herr Oberleutnant, wenn ich mal so eine weite Reise unternehmen würde, ich glaube, ich kaufte einen alten Droschkengaul, und der würde das schmeißen», lachte Oberst Ziegler, und ließ «Arbalète» in den Stall führen und hafern und mir sagte er: «Schauen Sie sich die Regie an, Herr Oberleutnant, punkt 12 Uhr fahren Sie mit mir zum Mittagessen zu mir zu Hause!»

Und so fuhren wir stolz mit vier herrlichen Pferden, zwei Regiewärter hintenaufstehend, an den Hang des Schloßberges, und es gab ein köstliches Mahl. Ich hatte von da an beim «König von Thun» einen Stein im Brett. Er subskribierte auf alle Sonderausgaben meiner Reiter-Reisebücher doppelt. Als ich an der Royal Horse Show in Dublin 1938 eine irische Hunterstute «For ever» kaufte, war auch Oberst Ziegler da und fragte mich, ob ich wirklich mit diesem «blutten» Roß so eine weite Reise machen wolle, das sei ja gar nicht am Hafer und sei zu jung und nicht trainiert und nicht akklimatisiert, da müsse er schwerste Bedenken äußern. Ich sagte dem Herrn Oberst, die Stute werde bei mir bald an den Hafer kommen und gradeso auf einer Reise, während zwei Monaten, hinauf nach Ulster, hinüber nach Schottland und dann allmählich südlich bis hinunter nach Folkestone, akklimatisiere sich das Pferd ganz vorzüglich von selbst. Oberst Ziegler lachte: «Sie machen alles anders als wir, die wir doch auch etwas kennen. Aber es gelingt Ihnen erstaunlicherweise stets, also bon voyage!» Es war auch so, «For ever» machte den Ritt über die britischen Inseln ohne irgendwelche Gebrechen, und zu Hause war sie bereits so vorzüglich akklimatisiert, daß sie nicht einmal einen kleinen Strengel bekam.

Zum letzten Mal sah ich dann den «König von Thun» in Bad Schinznach, wo er kuren mußte, und als wir zusammen ein Glas Wein tranken, seufzte er: «Ach wie bald, ach wie bald, schwindet Schönheit und Gestalt.» Und dann wollte er noch etwas wissen: Er habe damals in Thun wohl bemerkt, daß meine berühmte «Arbalète» ein Wallach sei und wie zum Teufel ich denn auf die Idee gekommen, meinem Mönch einen weiblichen Namen zu geben? Auf diese Idee sei nicht ich gekommen, grinste ich, auf diese Idee sei der Direktor der Batscharifabrik gekommen, der gerade seine neue Zigarette «Arbalète» getauft habe.

«Ah, so?» lachte Oberst Ziegler, jetzt komme er nach.

«Ja, ja, mi mues schlau si, we me arm isch, Herr Oberscht», lachte ich.

«Es wird sii, Herr Kamerad», schmunzelte der «König von Thun», «aber no nötiger isch es, schlau zsii, we me riich isch.»

Herr Oberschtplatzkommandant Zwicky

Wegen des Pferdes von Major Wettstein hatte ich übrigens noch ein kleines Rencontre mit dem alten Obersten Zwicky. Der Herr Oberst Zwicky war schon in der vierzehner Rekrutenschule unser Schulkommandant gewesen. Zugleich war er während Jahrzehnten Platzkommandant von Bern und sein Uebernamen hatte sich seit Generationen von helvetischen Däteln eingenistet. Man nannte ihn en famille nur «Oberstzwickkommandant Platzky». Er war übrigens ein vorzüglicher Soldatenerzieher althelvetischer Prägung. Nun, Herr Major Wettstein hatte mich gebeten, sein Pferd noch etwas an das

Schießen zu gewöhnen, und so ritt ich eines Tages über die Berner Allmend und nach dem Schießplatz Ostermundigen, und auf dem Rückweg ging es wieder über die Allmend in einem kurz versammelten Galopp. Und da begegnete mir mitten auf der Allmend ein Reiter in Zivil, ich erkannte ihn sofort an seinem Spitzbart, seinem Zwicker, der etwas unreiterlichen Wohlbeleibtheit und den kurzen Beinen: der Herr Oberstplatzkommandant Zwicky. Er erkannte mich nicht und rief:

«He Sie, d Allmend isch denn für privati Riiterei vürbottet! »

Ich parierte: «Zu Befehl, Herr Oberstplatzkommandant, aber ich riite hier dienschtlich.»

«Wieso dienschtlich? Sie sind doch in Zivil!»

«Sie sind ja auch in Zivil, Herr Oberscht!»

Und damit grüßte ich und nahm die Zügel und galoppierte zu. Als ich Major Wettstein den kleinen Zwischenfall erzählte, lachte er und sagte, er werde das mit dem Herrn Platzkommandanten schon ausmachen und ich solle nur sein Pferd weiterhin auf der Allmend bewegen, und hierauf erzählte er mir von Oberst Zwicky bei einem Glase noch eine so lustige Geschichte, daß ich sie hier herzusetzen mir nicht verkneifen kann:

Herr Oberst Zwicky war als Kommandant der Berner Infanterieschulen für die Soldaten und Rekruten väterlich besorgt und nicht unbeliebt. Aber den Offizieren konnte er aufsässig sein wie der Tüfu. In so einer Vorkriegsrekutenschule war ein junger, schneidiger Leutnant, ein Lehrer, und irgendwie nahm ihn der Herr Oberst von allem Anfang auf die Mugge, und der Herr Leutnant Gantenbein hatte keine guten Tage, als er seinen Bändel abverdiente. In seinem Zuge hatte er einen Bauernknecht aus dem hingerschten Schangnau, den Oberli Chrischten, der nicht gerade der Hellste war auf der Platte und dem man einfach bis zu den ersten Inspektionen das Nötige nicht beibringen konnte, die Grade und Abzeichen zu kennen. Und so meldete er sich beim Einzelgewehrgriffüben, als der Oberstplatzkommandant auf ihn zutrat und ihn fixierte:

«Herr Major, Füselier Oberli, Gwehrgriffen.»

Der Oberstplatzkommandant Zwicky schüttelte nachsichtig sein Haupt und fragte beschwichtigend:

«..Bin i Major, Füsilier Oberli? Lueget mi as mal gnau a, was bin-i?»

«An Offizier.»

«He ja, natürlich, Füsilier Oberli, aber was für ne Offizier? Was gseht Dr da uf mir Mütze, he?»

«Siuberbändeli.»

«Wie mängs?»

«Drüü.»

«Auso, Oberli, was bin-i mit drüü Bändeli?»

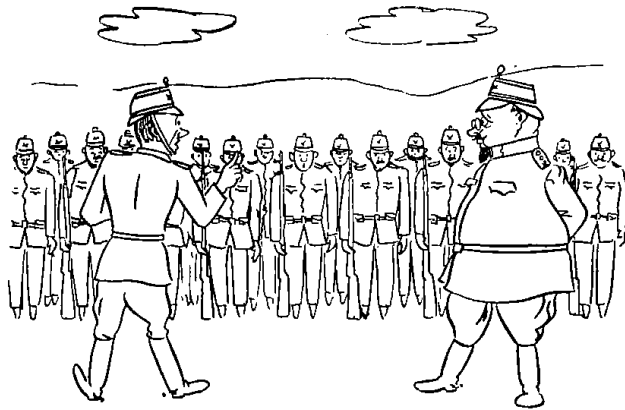
«Ho, auwäg Kontrolör. »

Der Herr Oberstplatzkommandant schüttelte den Kopf und ließ den Oberli stehen und rief den Leutnant Gantenbein nebenaus und las ihm die Leviten: Das sei ja haarsträubend. Nach vier Wochen konnten die Leute nicht einmal die militärischen Grade. Was das für eine Soldatenerziehung sei, und dann noch für einen Lehrer. Bei der nächsten Detailinspektion wolle er, daß der letzte Mann die Grade kenne im Schlaf. «Merket Sie sich das, Herr Lüttnant, Herr Lehrer Gantebei, jawohl!»

Und damit schnaubte der Herr Oberstplatzkommandant fort, zum nächsten Zug. Dem Leutnant Gantenbein ging natürlich die leicht abschätzige Betonung des «Lehrer Gantebei» ine, und er nahm den Oberli in die Schule. Ein Korporal mußte alle Tage eine Halbstunde nach dem Hauptverlesen mit

ihm üben und ihm vor allem einprägen, wie er sich beim Herrn Oberst anzumelden habe. Und dann schärfte der Leutnant Gantenbein dem Oberli noch besonders und persönlich ein, bei der nächsten Inspektionsstunde habe er auf alle Fragen, die er, der Leutnant, an ihn stelle, immer nur zu antworten: Jawohl, Herr Lütnant, dr Herr Oberschtplatzkommandant Zwicky.

So kam es, daß bei der nächsten Inspektion der Leutnant Gantenbein, als der Herr Oberschtplatzkommandant Zwicky hinzutrat, seinen Zug meldete und dann an seine Rekruten einzeln Fragen stellte, die vorher wohleingeübt waren und sämtlich schneidig und richtig beantwortet wurden. Und zuletzt rief er auch noch den Füsilier Oberli auf: «Füsilier Oberli, wär isch dr Höchtsch hie i üser Rekruteschuel?»



Und der Füsilier Oberli zackte in den Senkel und möögete: «Herr Lütnant, dr Herr Oberschtplatzkommandant Zwicky! »

«Sehr guet, Oberli, und wär sorgt drfür, daß jede sis rächte Aesse het und a flotti Uniform u neu Schueh?»

«Herr Lütnant, dr Herr Oberschtplatzkommandant Zwicky! »

«Richtig, Oberli, und wär macht, daß mier Munition hei für ga lehre zschieße uf Oschtermundige?»

«Herr Lütnant, dr Herr Oberschtplatzkommandant Zwicky! »

«Usgezeichnet, Oberli. Und jitzt no a letschti Frag! Wär het ds Pulver erfunge?»

«Herr Lütnant, dr Herr Oberschtplatzkommandant Zwicky! »

«Dumms cheibe Züüg, Oberli, dr Herr Oberschtplatzkommandant Zwicky het ds Pulver nid erfunge!»

«Schießen, das ist meine Freude ...»

Bald nach meiner Heimkehr von Frankreich bat mich Oberst Lüdi, der Direktor der Schweizerischen Depeschenagentur, zu sich und fragte mich, ob ich als Berichterstatter seiner Agentur und zugleich des Radios an das Eidgenössische Schützenfest nach Freiburg ginge? Ich nahm an, unter der Bedingung, daß ich mein Pferd mitnehmen könne. So sattelte ich denn bald auf und ritt hinüber an die Sarine, und das Freiburger Schützenfest war eines der schönsten und imposantesten und für mich folgten drei anstrengende, aber herrliche Wochen. Der Schießstand und die Festhütte waren in Givisiez, und halbwegs Freiburg in einer prächtigen Villa inmitten eines feudalen Parks hatten wir

unser Journalisten-Hauptquartier. Die Berichte an die Depeschenagentur und das Radio hatte ich laufend durchzugeben, immer mit den letzten Resultaten und den vielen Ansprachen und sonstigen Veranstaltungen. So trabte ich tagsüber mehrmals auf meinem Rappen zwischen dem Stand des Schießkomitees und der Telephonzentrale in unserer Villa hin und her. Als Verbindungsmann zum Wirtschaftskomitee hatten wir einen ältern Freiburger Journalisten und Oberleutnant der Landwehr, er war sehr trinkfest und ein fröhlicher Bruder Lustig, und nach des Tages Mühen bauten wir manches kleine Fest abseits vom Festtrubel irgendwo in einem kleinen Bistro der alten Zähringerstadt. Er organisierte den großen Empfang des diplomatischen Korps im prächtigen, baumbestandenen Schloßhof von Greyerz und wußte es zu reisen, daß ich gerade zwischen den Ambassadeur de France und den deutschen Handelsattaché zu sitzen kam. Der Herr Botschafter hatte meine Berichte über den Ritt durch Frankreich mit Interesse verfolgt und unsere Unterhaltung war sehr rege. Zwischendurch erzählte ich mit Behagen dem Attaché der Nazigesandtschaft von der Schießfertigkeit der Eidgenossen und daß bei uns jeder einfach von Staats wegen schießen können müsse und mit uns nicht gut Kirschen essen wäre, wenn man uns etwa zu nahe treten sollte. Durch das Radio gab ich zu den Berichten über Meisterresultate und patriotische Reden noch meinen eigenen Schwung, so daß die «Berner Tagwacht» einmal bissig bemerkte, die Radioberichte seien etwas wohl hurrapatriotisch und es täte es auch mit weniger. Dem großen Publikum aber gefiel das, wie mir Oberst Lüdi sagte, ich solle nur so zufahren, das sei rächt. Als ich von der freien Ansprache eines hundertjährigen Wachtmeisters in der Festhalle berichtete und wie da sogar den rauhesten eidgenössischen Schützen die Augen feucht geworden seien, als er mahnte, wehrhaft und frei zu bleiben, wurde das von der ganzen Presse übernommen.

Aber auch lustige Sachen gab es und Zwischenfälle. So, als am letzten Tag zehn Minuten vor dem Kanonenschuß, der das Ende dieses berühmten Schützenfestes ankündigte, noch zwei Berner Bauern anrückten und die Schüsse nur so herauspfefferten und einer noch einen Kranz herauschoß, des freute sich die ganze Eidgenossenschaft.



Man mag heute in diesem verfluchten Zeitalter der Fernlenkgeschosse und der Atomartillerie der Meinung sein, unser außerdienstliches Schießwesen sei nicht mehr zeitgemäß und habe keinen Wehrwert mehr. Ich bin nicht dieser Meinung. Die letzte Freiheit verteidigt der Mann selbst, auch im modernsten Krieg, der Partisan. Mit Fernlenkwaffen kann mich einer töten, und dagegen kann ich mit meinem Karabiner nichts ausrichten, aber keiner kann mir auf die Achsel greifen und mich nach Sibirien schleppen, solange ich mein Gewehr in der Hand habe und nur darauf kommt es im Letzten

an. Wenn die unterjochten Völker Waffen hätten in jedem Haus, wie wir Eidgenossen, und wenn jeder schießen könnte, wie wir Eidgenossen, dann würde jede Tyrannei hinweggefegt werden, und sie wird auch mit Schande hinweggefegt werden, diese letzte und verwerflichste, diese teuflische kommunistische Tyrannei.

Ritt nach Rom

Der Ritt durch Frankreich war für mich ein Erfolg. Nicht nur hatten mir meine Reiseberichte zu zahlreichen Zeitungen gute Beziehungen verschafft, einer der bekanntesten Schweizer Verleger, Dr. Rentsch in Erlenbach, übernahm die Drucklegung meines Buches zu Konditionen, nach denen sich mancher zünftige helvetische Schriftsteller die Finger geschleckt hätte. Er bezahlte mir gleich auf künftige Abrechnung hin bare dreitausendfünfhundert Franken. So sattelte ich bereits im Herbst des gleichen Jahres zum Ritt nach Rom.

Durch Vermittlung des Politischen Departements erhielt ich Sonderpässe und Geleitbriefe vom italienischen Außenministerium und vom Kriegsminister, und das war wohl notwendig, um durch das damals fanatisch faschistische Italien zu reiten, diese Ausweise kamen mir bei mancher Gelegenheit zustatten. Auf dieser Exkursion bis hinunter nach Neapel und Pompeji begleitete mich als Pferdeordonnanz der Kanonier Rettenmund auf einem helvetischen Militärrad mit kleinem Anhänger, bergab war er im Vorteil und im Schuß, bergauf überholte ich ihn leicht, denn bergan geht ein Reitpferd dreimal so schnell als ein Fußgänger und viermal so schnell wie ein vehikelstoßender Radfahrer. Das Berganreiten ermüdet die Pferde viel weniger als das Bergabreiten, man kann auch auf weniger steilen Strecken ausgiebig bergan traben, talwärts aber soll man auf Bergstraßen immer absitzen und das Pferd führen, oft kann man auch mit dem Roß direkt über den Hang hinunter und manche Kehre abschneiden oder schmale Weglein steil hinab die Abkürzungen nehmen.

«Du wunderbare Adelheid....»

Will ich auch von dieser Reise durch das herrliche Italien nur die lustigen Episoden erzählen, dann muß ich noch auf Schweizer Boden beginnen, im Hotel «Post» im Dörfchen Simpeln, das wir, nach dem Ritt über den Simplon und kurzer Rast bei den gastfreundlichen Mönchen im Hospiz gegen Abend erreichen und wo wir «Arbalète» in den geräumigen alten Poststallungen gut unterbringen können. Nach dem Abendessen erfüllt die Tochter des Hauses gerne meinen Wunsch, mir alte Fremdenbücher zu geben zum Durchstöbern, und sie holt noch ganz alte vom Estrich herunter und viele Seiten darin lesen sich wie ein spannender Roman. Zehntausende von Reisenden aus aller Herren Länder haben im Verlaufe eines Jahrhunderts ihre Namen eingetragen, meist ohne weitere Bemerkungen, denn, wie ein Herr Smith aus den USA vor neunzig Jahren richtig bemerkte: «Die Reisenden sind wohl von der Größe der Natur so benommen, daß sie keine Worte finden.» Alle Berufe sind vertreten. Der «Wirklich Geheime Regierungsrat» und der simple «Entrepreneur», der Rittmeister aus Ostpreußen und der Comte aus Languedoc - und mancher Lord und ein schwedischer Attaché, einmal gar eine Kaiserin aus China, für deren Vorwärtskommen die eidgenössische Post

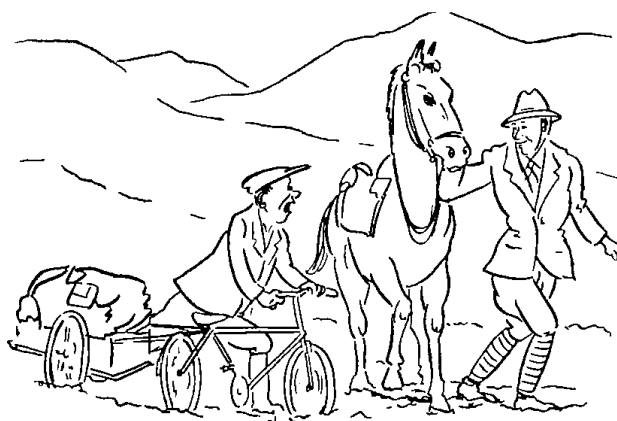
besondere Vorschriften an alle Posthalter der Route sandte und gleich unter den Hieroglyphen Ihrer Majestät ein wortgewandter Commis-Voyageur. Ganze Reisegesellschaften, die drei Tage eingeschneit waren und klagten und dazu sinnvolle und sinnlose Bemerkungen von vier Generationen Italien-Fahrern. Ein preußischer Rittmeister findet im Jahre 1865 echt preußisch, es sei «eine verdammt schneidige Gegend» und eine Madame Brebniers aus Paris dagegen einige Jahre später: «un temps de chien!» Eine - wahrscheinlich sehr lustige - Frau Thiel aus Königsberg vor siebenzig Jahren: «Ohne Gatten, welche Lust» - ja, was wird diese Frau Thiel wohl für einen Sürmel von einem Alten gehabt haben? Ein Hagestolz aus Lyon schreibt unter den Namen einer Engländerin «Ah, Madame, si j'étais jeune!» und ein Signor Strozzi aus Milano scheint 1870 sehr eilig gewesen zu sein, nach dem eingetragenen Spruch: «Sempre avanti, senza posa, sempre avanti, senza resta!»

Ein blondgelockter Sachse mag sich vor fünfundneunzig Jahren in eine dunkeläugige Marseillanerin verschossen haben. Unter ihrem Namen der seine und der verewigte Seufzer: «Ach Denise! Wenn Se wüßten wie mer is!» Noch toller treibt's ein Herr aus Buxtehude. Er dichtet: «Du wunderbare Adelheid, wir schliefen heute nacht zu zweit, nur eine blöde Zimmerwand dazwischenstand!»

Das fand wohl eine Wienerin, Fräulein Gretl Pirchl, sehr spaßig. Sie schrieb am folgenden Tag darunter: «Du Trottel und du Blödian, du hättest sollen klopfen an, sie hätt' dir vielleicht aufgetan!»

«Was sollens die Soldaten essen ...

Kanonier Rettenmund äußert schwere Bedenken, wie wir die vielen Kehren, die Pferde am Zügel führend, die Simplonstrasse hinuntermarschieren gegen Gondo. Ob man wohl in diesem cheibe Italien auch richtig zfrässe bekommen werde oder, ob es uns auch so gehen werde, wie dem Korporal Pfeuti in Paris, dem sie Schnäggen und dere Dräck särviert hätten.



Ich muß lachen und frage, was denn so seine Leibspeise sei? Ho, am liebsten habe er Spaghetti und Hörndli und etwas Fleischigs drzue. Nun, erwidere ich, dazu werde er in Italien genugsam kommen, sicher gebe es schon heute mittag in Domodossola Makkaroni, sie würden ihm bis zuletzt zum Hals heraushängen. «Nie», versichert mein Kanonier, und wenn er siner Läbtig nüt angers bekomme, drümal im Tag, als Spaghetti oder Hörnli, es würde ihm nicht verleiden. In der kleinen Osteria in Domodossola gibt es dann wirklich Spaghetti, eine riesige Platte, und Rettenmund gibt nicht lugg, bis

er den allerletzten Rest hinuntergeputzt hat. «Ds Muschter wär nid schlächt u schmöckt nach no meh», wischt er sich zufrieden das Maul.

Stall ist keiner aufzutreiben, und ein zwirbliger Portier macht uns eine Autoboxe mit viel Stroh für «Arbalète» bereit. Rettenmund spricht kein Wort italienisch, trotzdem geht er mit dem Portier auf den Pintenkehr und versichert mir beim Nachtessen, dieser sei ein «saunetter Kerli», eine richtige italienische «Gmüetsmoore». Und als wir am frühen Morgen weiterziehn, winkt uns dieser Portier noch lange nach und schreit: «Bon viaggio, bon viaggio! » - und Rettenmund, der glaubt, dies beziehe sich auf Wein, möögget zurück: «Häb ke Chummer, mier suffene scho!»

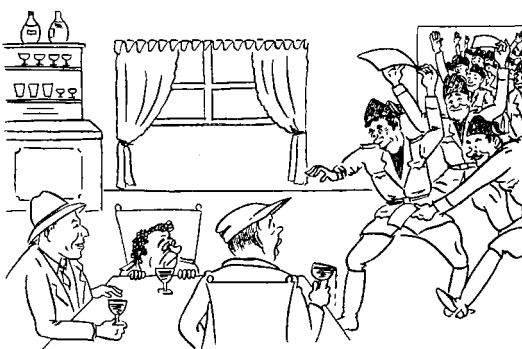
Bald schon ist unsere Expedition zu Pferd und Rad durchs mussolinische Imperium durch Zeitungsvermerke bekannt, und durch die Dörfer der Lombardei haben wir oft zahlreiches Geleite. «Bel caval, bel caval», bewundern sie unsern Rappen, und Rettenmund folgt ein Schweif von Radfahrern, die ihm eifrig Fragen stellen, auf die er nichts zu antworten weiß als «non capisco». «Das si Schnörricheibe!» meint er bei einem Marschhalt, «u kene vo dene Schpinnbrüdere cha as Wort dütsch.» Aber hie und da kann doch einer dütsch, wie jener Wegknecht bei Gallarate: «Ah, mio sono stato in Svizzera, oh viel gut in Svizzera, gute birra söne Land in Svizzera, gut viel Lohn!», und Rettenmund ist ganz gerührt, daß man uns so rühmt und möchte auch etwas zur gegenseitigen Sympathie beitragen: «O schön Italia, prima Spaghetti, numme schnurre tüet dr zgleitig, süsch chönnt me scho capisto.» Nur als uns einmal zwei Lastwagen voll Faschisten überholen und den ganzen Weg mööggen: «Duce, Duce, Duce!» schüttelt Rettenmund den Kopf und findet, das sige jitz verrückt Cheiben, mit denen möchte er nüt ztue ha, emu nid da unger, am Gotthard obe scho, dört würde mr die Glünggisiechen scho bha. Im übrigen gibt er seiner Meinung unbekümmert Ausdruck, gottlob auf bärndütsch, sonst könnte es Händel geben. Als einmal ein dicker, zweizentriger Händler, auf einem winzigen Eselein hockend, in den Apenninen auf steiler Straße bergab reitet, vor sich und hinter sich Hühner und Gänse über die Satteldecke gehängt, ist Rettenmund richtig empört: «Du dicki Saumoore, chönntisch o laufe, du fuule Hung!», aber nun ist es der Händler, der schmunzelnd mit einem «non capisco» vorüberzieht. Einmal wird er beinahe verhaftet, er ist bergab weit vorausgeradelt, und da mustern ihn zwei Carabinieri in Zivil die auf ihrem Rad eine Patrouille machen und denen der fremdartige Bursche mit Rad und Anhänger verdächtig vorkommen mag. Sie steigen ab und halten ihn an und verlangen auf italienisch die Ausweise, und Rettenmund zuckt die Achseln und hat sein «non capisco» als stereotype Ausrede. Es kommt ihm zugut, daß ich gleich antrabe, und wenn ich Polizisten meine Ausweise zeige, fahren sie gleich in den Senkel und salutieren. So versorgen sie denn die schon bereitgehaltenen Handfesseln für meinen Kanonier und der setzt seinen Train schmunzelnd wieder in Bewegung: «Die dumme Cheibe hei vürgäbe Freud gha.»

Funiculi funicula

Die Italiener sind ein fröhliches Volk. Sie singen nicht nur an Festen und beim geselligen Beisammensein, auch bei der Arbeit. Oft hören wir aus den Hinterhöfen der kleinen Stadt, den Gärten des Dorfes oder aus Maisfeld und Acker eine helle Mädchenstimme und ein prächtiger Tenor fällt ein, und selbst Rettenmund ist beeindruckt von so viel lebensbejahendem Frohmüt. Das seigen noch lustige Haglen, diese Tschinggen, meint er, nicht so Sürmel, die wegen jedem Dräck den Gring

hängen ließen. Aber gleich darauf schimpft er wieder, wenn einer auf seinem Töff oder ein halbes Dutzend auf ihren Rennvelo haarscharf an ihm vorbeischnellen oder ihn ein Auto im Höllentempo kreuzt und in eine Staubwolke hüllt. Man kann ja auf diesen italienischen Landstraßen oft grausige Akrobatik sehen, einmal überholt uns ein Lastwagen mit Anhänger in unverantwortlichem Tempo, und am Anhänger haben sich weitere Anhänger angehängt, drei Velofahrer haben einfach eine lange Schnur angebunden, an der sie sich halten und nachziehen lassen. Wollen sie die Fahrt abbrechen, durchschneiden sie die Schnur, noch kühner macht's ein Muratore, der einfach sein Rad plötzlich bremst, wodurch die Schnur zerrissen wird, sie weht im Zugwind des Wagens lustig davon, derweil der Radfahrer im Eilzugtempo in einen Seitenweg abbiegt. Das seigen jetzt doch verrückte Saucheiben, findet mein Kanonier, er fahre doch manchmal auch wie ein Chalb, aber so grad den Gring riskieren würde är uf sie armi türi nid.

Oft habe ich ein kleines Rencontre mit einem der Cantoniere der Wegknechte, welche die großen Ueberlandstraßen Italiens in Ordnung halten und vor allem die mannstiefen Abzugsgräben, die mich verlocken, auf ihrem weichen Grund mein Roß dahintraben zu lassen. Sie haben Angst für ihre exakt abgestochenen Böschungen, die ich zuweilen wieder hinauf muß, um einer Brücke auszuweichen, die einen Feldweg über den Graben führt. Doch lassen sich solche Zwischenfälle immer in Minne mit einem Schweizer Stumpen erledigen, was Rettenmund durchaus nicht notwendig findet. Wenn ich jedem Wägchnächt bis nach Rom hinunter einen Stumpen gebe, so hätten wir zuletzt selbst keine mehr. In Ravenna, nachdem auch wir den Rubikon überschritten hatten, sitzen wir mit einem alten italienischen Dragoner beim Wein. Er hat den Krieg gegen Oesterreich mitgemacht und weiß viel zu erzählen, nicht von Heldentaten, denn er gleicht dem Sancho Pansa, wie er im Buche steht, wohl aber von seiner Pffiffigkeit, wie er sich in Krieg und Frieden durchgemausert hat, denn früher sei er Sozialdemokrat gewesen, aber seitdem der Duce an die Macht gekommen, habe er vorläufig die Politik an den Nagel gehängt. Es ist ihm sichtlich unangenehm, wie aufs Mal zwanzig Faschisten in ihren schwarzhemdigen Uniformen hereinstürzen und uns umringen, und auch der Rettenmund macht große Augen. Aber sie wollen nur ein Autogramm von dem Primotenente svizzero, der da zu Pferd durch Italien reise, und so gebe ich meine Unterschrift auf alle möglichen hingehaltenen Zettel, sogar auf Trambillette.

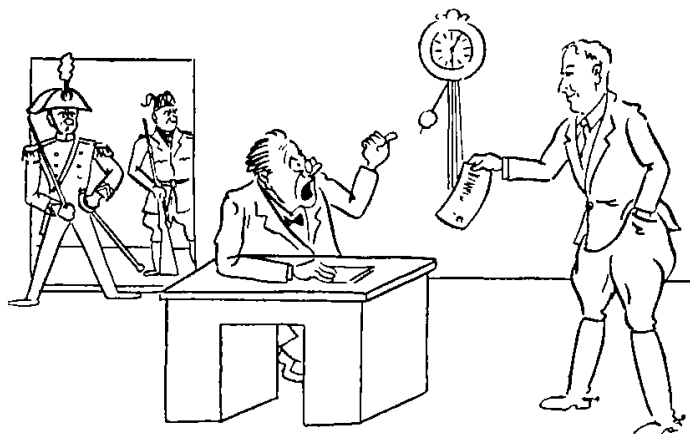


Einer hält eine kurze Ansprache, dann verschwinden sie wieder mit dem römischen Gruß, und Sancho Pansa atmet auf und auch Rettenmund: im ersten Moment habe er wirklich geglaubt, die Donnere wollten uns grad verhaften.

Am folgenden Tag haben wir übrigens nochmals so ein kleines Abenteuer mit Faschisten. Ich reite gerade durch eine enge Dorfstraße und Rettenmund pedalt hinter mir auf seinem Rad, da kommt ein Haufen Schwarzhemden, sie geben sich den Arm und halten sich obenein und singen und nehmen drei Reihen tief die ganze Straßenbreite ein, und die Bürger und Bauern, und Frauen und Kinder drücken sich an die Hausmauern. Einer winkt mir, ich solle rückwärts aus der Straße, aber ich halte einfach an, und bald prallt die erste Reihe auf mein Roß und «Arbalète» schnaubt. Da erkennt mich einer nach den Zeitungsberichten, er schreit, das sei die «cavalcata svizzera», man solle die Straße freigeben, und die faschistische Flut trennt sich vor den Hufen unserer «Arbalèt» wie das Rote Meer vor Moses Stab und wir ziehen mitten durch und schmunzeln.

«Da zog ich manche Stunde ... »

Es ist ein weiter Weg zu Roß durch die Poebene hinunter bis ans Adriatische Meer, und es ist ein mühsamer Weg über die Apenninen von Cattolica bis nach Rom. Besonders für meinen Kanonier mit seinem schwerbepackten Militärrad und dem Anhänger. Es solle ihm noch einer sagen, nur in der Schweiz gebe es zünftige Horebben, hier sei es noch viel verflüchter, es geh immer obsi und dann wieder ganz nidsi, statt daß die blöden Cheiben, die die Straße gebaut hätten, am Hang hin sie gezogen und einmal damit oben geblieben und nicht wegen jedem Stinkdörfli wieder ganz hinunter gefahren wären. Bergan helfe ich ihm oft stoßen und lasse «Arbalète» allein ihres Weges ziehen manchmal weit voraus, manchmal weit zurückbleibend und ein spärliches Gras naschend. Einmal machen wir vorzeitig Halt in einem Bergdorf bei Civita Castellana, denn zum erstenmal nach so vielen sonnigen Novembertagen gießt es wie aus Kübeln, und Rettenmund ist vorausgetrampelt, um eine Stallung und Unterkunft zu suchen. Wie ich aufhole, sehe ich ihn ratlos auf der einzigen Piazza des Dörfchens unter Laubenbogen stehen, ratlos, denn er konnte sich mit den Bauern und Arbeitern, die da wegen des Regensturms vorzeitig Siesta halten, nicht verständigen. Die Donneren verstünden nicht einmal italienisch, berichtete er, er habe doch richtig nach einer «stalla per cavallo» gefragt, da hätten sie nur den Kopf geschüttelt und ihm bedeutet, er solle sein Velo da unter die Laubenbogen stellen. Da ich nun anrücke mit meinem Roß, geht den guten cittadini ein Licht auf. Aber Stallung für ein Pferd habe es keine, lautet die Auskunft. Ich gehe ins kleine Hotel an der Piazza, es gibt niemand Bescheid, erst in der Küche treffe ich eine Alte, die aussieht wie eine Hexe, und auf mein Befragen nach einer camera, nach Stallung für ein Pferd und nach Verpflegung für Mann und Roß, mißmutig den Kopf schüttelt: Stallung hätten sie, aber diese sei voll Gerümpel, Gäste wolle sie keine, sie möge nicht noch extra kochen und Zimmer hätte sie auch nicht, die Betten seien nicht angezogen. Ich sage ihr, das seien doch Ausreden, den Stall lasse ich auf meine Kosten räumen und für alles würde ich recht bezahlen, sie solle uns ein Nachtessen bereiten und die Betten anziehen und mir den Stallschlüssel geben. Aber für alle meine Ansinnen hat sie ein: «No, Signor, niente, niente!» Ich denke mir, wart, dir will ich Beine machen und draußen frage ich nach dem Sitz des Podesta. Der Herr Bürgermeister hockt in seinem kleinen Büro und ist auch mißmutig und empfängt mich von oben herab, was ich wolle, die Bürozeit sei vorbei.



Statt Antwort gebe ich ihm einfach den Ukas des Kriegsministers, den er erstaunt über die Brille durchliest. Dann kommt Leben in das kleine Männchen. Es drückt auf einen Klingelknopf, erst einmal, dann zweimal, sehr energisch, und herein stürzen bald darauf ein Carabinieri und ein Faschist und fragen nach seinen Befehlen. Sofort seien «per il Signore Primotenente svizzero» zwei Hotelzimmer zu besorgen, eine Stallung für das Pferd und genügend Futter, bis in zehn Minuten wolle er Meldung haben. Dann entschuldigt sich der Signor Podesta bei mir und sagt, ich werde sehr gut aufgehoben sein und er habe natürlich nicht gewußt usw. Es geht auch keine zehn Minuten, da kommt der Faschist wieder hereingestürmt und bald darauf der Polizist, und sie melden, es sei alles bereit, Stallung und Futter per il cavallo und Hotelzimmer für die beiden Signori, und der Podesta befiehlt ihnen, mich hinzuführen und begleitet mich noch mit vielen Komplimenten bis hinunter auf die Piazza, wo sich auch schon herumgesprochen hat, welch hohe Gäste das Dorf mit ihrem Besuche beehrten. Unter großem Geleite wird «Arbalète» in den Stall eines Viehhändlers hinter der Piazza geleitet, der gerade mit seinen Knechten die Ochsen hinaus auf die Weide jagt und dann große Bürden Stroh und Heu herbeischleppt, so daß unser Rappe eine prächtige Unterkunft bekommt. Dann begleiten uns der Faschist und der Carabinieri ins Hotel, ins einzige, an der Piazza, und die alte Hexe hat schon riesige Kotelettes über dem spräzelnden Feuer und zieht eben Spaghetti aus der Wasserpfanne und wirft sie in die Butter, und Rettenmund schmunzelt und konstatiert, die Donners könnten schon, wenn sie müßten. Item, hier im kleinen Apenninenkaff bei Civita Castellana genießen wir Demokraten auch einmal die angenehme Seite faschistischer Autorität und lassen es uns wohl sein, denn auch die Zimmer sind nun in Ordnung und die Betten frisch angezogen.

«Die harten Hufe klingen und übermütig singen die Eisen auf dem Stein.»

In Rom nimmt unsere «Arbalète» Quartier in der berühmten Kavallerieschule Tor' di Quinto. Eine große Boxe wird ihr eingeräumt, und eifrig tragen schwarzlockige Dragoner Strohbindel herbei und der sie befehlige Tenente befiehlt immer noch mehr, bis unser Rappe bis zum Bauche in weicher Hülle steht. Der Herr Oberst möchte mir Ordonnanzen zuteilen, aber Rettenmund will «Arbalète» selbst besorgen, was der Herr Oberst wieder sehr lobt. So pedalt mein Kanonier von unserm Hotel

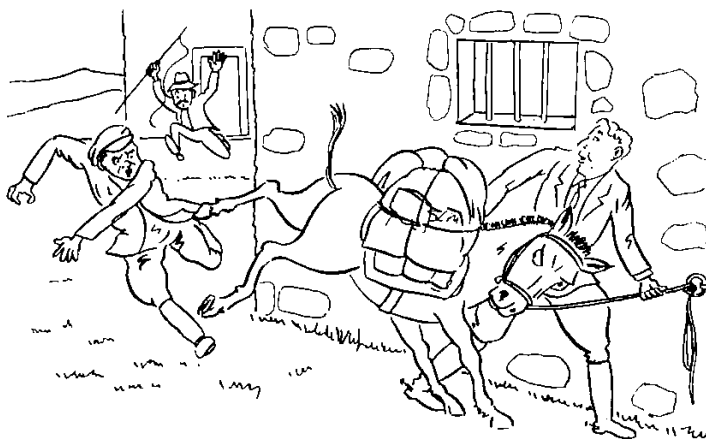
alle Morgen hinaus nach Tor' di Quinto. Die Armeepferde Italiens werden am Tage nur zweimal gefüttert, am Morgen früh nur Heu, allerdings hier sehr würziges Heu von Brescia, abends dann acht Liter Hafer zum Mahl und noch etwas Heu. Die Tagesration ist also ungefähr gleich wie bei uns. Rettenmund hat sich nun zweimal täglich mit den italienischen Dragonern zur Fouragefassung einzustellen, aber auf Weisung des Schulkommandanten darf er für «Arbalète» eine dreifache Haferration fassen und so viel Heu als er will. Die Dragoner staunen, wie «Arbalète» das alles hinunterputzt. Rettenmund wieder staunt seinerseits über das einfache und nicht allzu reichliche Menu der Dragoner. «Grad zvieu git's ja i üsne Wiederholiger o nid z frässe, aber hie müeßt i bigott ds Ceinturon as par Loch änger mache», meint er eines Abends, als er sich gerade zu einer besonders großen Portion Spaghetti setzt. Für die Sehenswürdigkeiten Roms hat er nicht viel Interesse, und kommt nur einmal mit. «Aute Schmarre, weiß dr Tüfu, was d Lüt o für nes Wäse mache drus, i hulf heizue.»

Tagsüber ist mein Kanonier meist draußen in Tor' di Quinto. Es gebe da immer viel zu sehen, berichtete er mir. Das Ausrücken des Rekrutenregiments, die täglichen Geländeläufe und Hindernisspringen, das Blöde für ihn sei nur, daß die Tschinggendragoner ihn «zhaub Ziit» nicht verstünden und er sie auch nicht. Auch ich reserviere mir einen ganzen Tag, um mir den Betrieb in dieser berühmten Kavallerieschule anzusehen. Rassige Teufel sind die Reitinstruktoren, die nach der Schule des legendären Rittmeisters Caprilli die Hindernisbahn nehmen, hat doch Caprilli vor fünfzig Jahren das moderne Hindernisreiten gelehrt und damit revolutioniert, das Mitgehen mit dem Pferd, das Vornüberneigen beim Ansprung und den Abrutsch über fast senkrechte Hänge. Es gibt da in Pinerolo alle Morgen früh sieben Uhr eine Reitklasse von Bürooffizieren aus dem Kriegsministerium, die sie unter dem Kommando eines jungen Leutnants zu absolvieren haben. Für beleibtere ältere Obersten und Verwaltungsstrategen gewiß kein besonders geschätztes Vergnügen. Es sieht lustig aus: der junge, schlanke Leutnant auf seinem Vollblut im Kreise und auf der Volte trabend alle diese ältern Herren und Brillenträger, besonders ein dicker Verwaltungsoberst auf seinem Schimmel hat mit seinen zu kurzen Beinen seine besondern Nöte. Immer wieder bekommt er vom schreienden und korrigierenden Leutnant zu hören: «Le gambi, Signor Colonello, le gambi!» Am Schluß der Stunde noch die obligaten drei Hindernisse. Manchen Anlauf nimmt der Herr Oberst, aber jedesmal bleibt sein Schimmel grad vor der Hürde mit eingestemmtten Vorderhufen stehen, so sehr der Herr Leutnant schreit, der Herr Oberst solle ihm die Schenkel geben und schärfer anreiten und dann zum Sprung freigeben. Rettenmund lehnt irgendwo an der Umschrankung und schaut diesem Oberstenzirkus schmunzelnd zu, auch die italienischen Dragoner, die von der Stallwache her mit Besen und Mistkarren zum Dunghaufen karettlen, haben ihre kichernde Schadenfreude. Der Regimentskommandant erklärt mir lächelnd diese Schulreiterei betagter Herren: es sei der Wille des Duce, daß seine Offiziere nicht in den Bürostuben versauern, sondern alle Tage ein bißchen von der herrlich flirrenden Luft des weiten Rennfeldes atmeten und sich stets erinnerten, daß man seine Sporen erst abverdienen müsse, bevor man klirrend mit der Signora in die Scala stolziere. Nun, schließlich war nicht gerade alles lätz, was der Mussolini wollte, nur in der Politik konnten wir unser Heu nicht auf der gleichen Bühne haben. Rettenmund findet dieses Bürokratentraining sauglatt, das sollte man auch bei uns einführen, das würde manchem Bundeshüsler Gsüchti ustriibe.

«Das Wandern ist des Müllers Lust...»

Nach einem Abstecher hinunter an den blauen Golf von Napoli und dem wiedererstandenen Pompeji rüsten wir uns wieder zum Wandern, denn die schönen Tage von Tor' di Quinto sind für «Arbalète» und meinen Kanonier vorbei. Nun kommt wieder die Straße und abends statt der stolzen Boxe der kleine Stall mit einem demütigen Eselchen oder einem struppigen Maultier, das tiefsinnig seine Halme kaut. Unser Rappe erhält noch ein neues Beschläge und dann verabschieden wir uns von unsern italienischen Kameraden mit gebührendem Dank. Besonders das Händeschütteln Rettenmunds mit den Dragonern will nicht enden, und wie er mir endlich nachpedalt, meint er, eines Teils sei es schon schade, nicht noch ein wenig bleiben zu können, jetzt, wo er sich endlich so halbwegs mit diesen Dragunern habe verständigen können. Wir ziehen durch die Ewige Stadt, und wegen des wirklich glitschigen römischen Pflasters reite ich oft auf den Trottoirs oder den Rasenstreifen der Promenaden bis zum Vatikan. Da wir noch einmal in den Petersdom wollen, binden wir unsern Rappen an eine der Säulen des Bernini, gewiß eine Unbedachtsamkeit, und wahrscheinlich hat das Jahrhunderte vorher und seither nie wieder ein Reiter getan, sein Roß an dieses erhabene Baudenkmal einfach anzubinden wie an den Ring irgendeiner Beiz. Wie wir wieder heraustreten aus der größten Kirche der Christenheit, die der Genius eines Michelangelo, eines Bernini, eines Bramante schuf, umringt eine große Menschenmenge unser Pferd, denn es hat sich das Gerücht verbreitet, ein berühmter Filmcowboy aus den USA habe Seiner Heiligkeit seine Aufwartung gemacht! Wir werden geknipst und gefilmt und müssen zwei eifrige Journalisten sehr enttäuschen, daß das mit dem Filmstar aus dem Wilden Westen Essig sei.

Es ist ein herrlicher Ritt hinunter an den Hafen von Ladispoli am Thyrrenischen Meer und dann durch die sandigen Dünen hinauf in die grüne Toskana mit ihren Schafferherden. Mit meinem Kanonier treffe ich mich jeweils irgendwo zum Mittagessen und abends im Quartier, denn wir haben meist getrennte Straße. Er pedalt auf der großen Ueberlandroute, und ich trabe der Brandung des Meeres entlang, stundenweit auf weicher Sandpiste. In Castiglione di Pescaja, unten an der gewaltigen Stadtmauer, vor einer kleinen Trotteria, wo wir nächtigen, wird mein Adlatus beinahe erschlagen.



Gleich nach uns langt noch ein Maultiertreiber an und hat seine drei Tiere mit den mächtigen Packsätteln an den Stall gebunden. Ich will ihnen etwas Brot geben, und wie ich das erste freundschaftlich streichle, schlägt es wütend aus und meinem Kanonier haarscharf am Kopf vorbei. Er kann sich erschrocken retirieren, und nun kommt der Treiber aus dem Wirtshaus gerannt und warnt uns, dieses Tier anzurühren, es sei bissig und schlage. Dem haue er nie eins über, das würde ihm alles kurz und klein schlagen, er treibe stets die beiden andern an.

So ist es in der Welt, die Schläge bekommen die Sanftmütigen und Friedfertigen, aber nun erhalten sie auch allein unser Brot, und der böse Esel kann vergeblich scharren. Natürlich ist er verdorben durch die Roheit der Menschen. Die Italiener sind ein liebenswürdiges Volk, aber kaum irgendwo sonst haben die Tiere so unter der gedankenlosen Mißhandlung zu leiden, und dieses störrische Maultier übte nur berechnete Vergeltung.

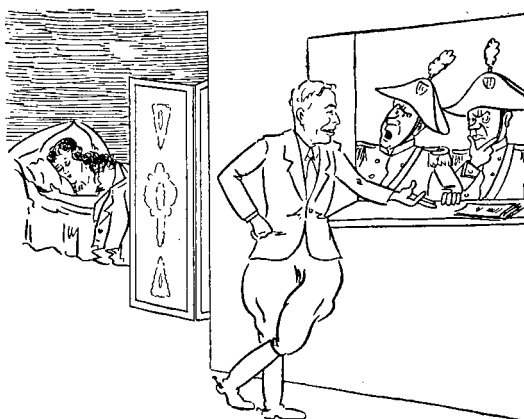
«Ja, das alles auf Ehr, das kann ich und noch mehr ...»

Die große Stadt Livorno, mit ihren prächtigen Quais und ihren weiten, öffentlichen Gärten und Promenaden, bestanden mit riesigen Palmen, erreichen wir am späten Nachmittag, haben bald Stallung und ein gutes Hotel gefunden. Dem Rettenmund allerdings passen solche Unterkünfte meistens nicht. Hauptsächlich wegen des Frühstückes nicht. Die romanischen Völker legen kein Gewicht auf ein reichliches Morgenessen. Ein Glas schwarzen Kaffees, stark gesüßt, dazu zwei Wecken oder Brot, das muß meist vorhalten bis mittag. In den Hotels schienen die Kaffeeekännchen aus einer Bäckstube zu stammen. So lasse ich meinem Kanonier freie Hand, in irgendeiner kleinen Beiz zu bestellen, was ihm paßt. Dann befiehlt er am Vorabend einen Liter Milch und früh zieht er triumphierend mit seiner Büchse Talismalt unterm Arm von dannen, mitleidig einen Blick in den Speisesaal werfend und verächtlich die Nippsachen auf riesigen, weißen Tischtüchern musternd.

Nach dem Nachtessen habe ich noch zu schreiben. Das Licht im Zimmer ist zu schwach. So melde ich mich mit meiner Portable unten, und die hübsche, blonde Hotelsekretärin ist sofort einverstanden, daß ich mich zu meiner Arbeit in ihrem Büro heimisch mache. Ich revanchiere mich mit Pralinées aus einer nahen Konditorei und mit Zigaretten. Sie ist froh, Gesellschaft zu haben, denn erst um ein Uhr nachts wird sie durch den Portier abgelöst. Während ich an Zeitungsberichten klimpere, empfängt sie die Gäste und schreibt ihre Namen nach Pässen und Ausweiskarten in die Kontrolle. Gegen zehn Uhr wird's stiller, und die Signorina bionda kämpft mit dem Schlaf. Sie nickt oft ein und schrickt dann wieder zusammen und lächelt. Ich anerbiete ihr meine Stellvertretung, ein bißchen Hotelsekretär spielen, dürfte keine allzu schwere Rolle sein. Nach kurzem Zögern ist sie einverstanden und übergibt mir die Kontrolle. Noch drei Zimmer sind frei, eines zu zwei Betten und zwei zu einem Bett. Sie notiert mit Bleistift die Preise und legt sich dann im Hintergrund aufs Kanapee. Fürsorglich schleppe ich aus dem Vestibül eine spanische Wand herbei und einen kleiderbehangenen Garderobeständer als Kulisse. Der Mantel irgend eines bereits zur Ruhe gegangenen Signors dient mir, sie zuzudecken. Bald schläft sie tief und friedlich, und ich bin zum Hotelsekretär aufgerückt.

Ein Commis Voyageur erscheint, ich schreibe ihn ein, er fragt erstaunlich viel und ich weiß erstaunlich wenig. Nicht einmal, wo sein Zimmer liegt. Im zweiten oder dritten Stock, wenn nicht links, dann rechts. Er wundert sich, was dieses Hotel für einen gestiefelten Trottel als Sekretär hat, und geht, kopfschüttelnd, seine Camera aufzusuchen. Nun gib't's Ruh', denke ich, aber kaum habe ich zwei

Zeilen geschrieben, erscheint ein Pärchen. Die Illegimität dieses traulichen Verhältnisses geht schon aus der wortreichen Zuvorkommenheit hervor, mit welcher er um seine Signora, die nach Recht und Buchstaben noch eine Signorina sein soll, herumtanzt. Ausgediente Ehekapitäne haben selten so liebenswürdige Manieren. Dieser da scheint ein feiner Paprika zu sein, möchte gerne zwei Zimmer nebeneinander, wenn möglich mit Durchgangstüre. Ich habe noch ein Zimmer mit zwei Betten, aber wenn schon, dann schon! So erkläre ich bedauernd, es sei nur noch eine Camera mit einem Bett vorhanden. Der Paprika ist sofort einverstanden, sein Verhältnis scheint weniger erbaut. Aber schließlich glaubt sie mir, wie ich versichere, das Bett sei so breit, dabei beide Arme weit ausstreckend, obschon ich diese Kiste noch nie gesehen habe. So ziehen sie mit ihrem Handkofferchen zwei Treppen höher. Bald ist auch das letzte Zimmer zu zwei Betten weg, ein alter Händler nimmt's. Erst will er noch am Preise markten, denn wozu brauche er zwei Betten? Man könne nie wissen, erwidere ich, und im letzten Viertel vor Mitternacht gebe es wirklich nichts mehr zu feilschen. Nun wäre also ausverkauft und ich will meine Ruhe haben. Ich hänge einen Zettel vor die Türe mit der Aufschrift: «Tutte le camere sono occupata.» Dann schiebe ich den Riegel vor. Aber kaum bin ich fünf Minuten hinter der Maschine, so läutet es, und wie ich nicht reagiere, klopft's - sehr energisch und anhaltend. Scheint ein beharrlicher Kerl zu sein oder ein Analphabet. Also nachsehn! Vor der Tür stehen in ihrer schmucken, an die Zeit der Befreiungskriege erinnernden Uniform, zwei Carabinieri. Hotelkontrolle!



Nun hat's geschellt. Sie betrachten mich verwundert, und der eine mit den tiefschwarzen Augen fragt nach der Signorina bionda. Das würde dem so passen! Habe Zahnschmerzen, schwinde ich, was er mit vielen Worten bedauert. Ich schiebe ihnen die Kontrolle und die ausgefüllten Meldezettel hin und sie vergleichen. Wenn sie nur nicht zu viel fragen oder über meinen illegitimen Paprika stolpern. Aber sie stoßen sich nur am Namen meines Kanoniers. Ob das ein Tscheche sei oder ein Slave, dieser «Retmud»? Ein Svizzero-tedesco erkläre ich abwinkend und atme auf, wie sie die Sache in Ordnung finden und mit dem römischen Gruß karabinerumhängt von dannen ziehn. Nun gibt's einige Ruhe, und punkt ein Uhr erscheint der Portier und ist seinerseits höchst erstaunt. Wir wecken die Signorina bionda, und auf mein Geheiß holt der Portier noch eine Flasche Nostrano, meine glücklich abgelaufene Sekretärschaft zusammen zu begießen.

«Grüß Gott wohl, Herr Nagler, grüß Gott wohl, Herr Schmied!»

Wie herrlich ist dieser Ritt der italienischen Riviera entlang bei strahlendem Dezember-Sonnenschein bis zum paradiesischen Rapallo, wo die Orangenbäume blühen und Früchte tragen zugleich und die Grapefruitbäume voll goldener Bälle hangen und glutrote Hebridenäpfel lachen so kurze zwei Wochen vor Weihnachten. In der Villa Andreae werden wir zu Gast geladen, und ein Reitpferd ist fast eine Sensation in diesem Rapallo. Der Park der Villa Andreae gilt als einer der schönsten an der Riviera und ist mit mächtigen Palmen, Olivenbäumen und Zedern bestanden, und eine märchenhafte Blumenpracht breitet sich wie ein Teppich, so weit das Auge streift. Und immer noch begleitet uns fast sommerliche Hitze, hinauf nach Genua und Novara bis nach Como. Dem Comersee entlang, wo verwunderlicherweise so viele stolze Villen und Herrensitze am Parktore durch Plakate verkünden, daß sie verkäuflich seien, wohl weil die Steuern des mussolinischen Imperio für deren Besitzer fast unerträglich stiegen. In Menaggio, wo ein Jahrzehnt später der italienische Diktator ein unrühmliches und schreckliches Ende fand, wird gerade eine goldene Hochzeit gefeiert, als wir spät abends in der kleinen Herberge Nachtquartier nehmen. Doch sitzen nur noch die männlichen Hochzeitsgäste zu einem Nachtrunk rings um den goldenen Hochzeiter, einen Genie-Caporale, der von seinen Heldentaten aus dem Weltkrieg erzählt. Die andern lassen ihm von seinem Selbstruhm wenig gelten, er habe den Krieg bei den Pontonieren im Hinterlande zugebracht, da es während des ewigen Stellungskrieges keine Brücken zu schlagen gab. Das gibt schließlich auch der Alte zu und bekennt, für ihn sei das schönste Kommando in Krieg und Frieden: «Riposo - Ruht!» «Sempre riposo, sempre riposo», wiederholt er unter Gelächter, aber dann verstummt er, denn unter der Pintentür erscheint seine goldene Amsel und gebietet ihm sehr energisch, endlich nach Hause zu kommen. Mit seiner ganzen korporalen Würde zwirbelt er erst noch seinen Hängeschnauz und ruft zur Türe hin: «Riposo, Aurelia! Sempre riposo.» Aber als sie verschwindet, packt auch er seinen Hut zusammen und zieht ihr nach, vom Gelächter seiner Kumpane geleitet.

In Gravedona erhält «Arbalète» noch einmal auf dieser Reise ein neues Beschläge. Der Dorfschmied ist ein wahrer Athlet. Er formt die Eisen selbst von einem Stab und ist ein äußerst geschickter Hufschmied, und Rettenmund verwundert sich sehr. Das habe er noch nie gesehen, daß einer noch die Eisen selber zwägrichte. In Chiavenna besorgen wir uns bei der dortigen Skifabrik ein Paar Kinderski, auf diesen wollen wir unsern Velotrain über die Alpen schleppen. Ein provisorisches Brustblattgeschirr für die «Arbalète» zum Ziehen unseres Trains lassen wir von einem Sattler anfertigen. Es ist schon Nacht, als wir zum italienischen Zoll kommen, und ein Grenzwächter will mich barsch anfahren. Aber ich gebe ihm gar keinen Bescheid, sondern verlange den Chef. Und zum letzten Mal tun meine Begleitbriefe der mussolinischen Ministerien Wunder, der Schlagbaum geht sofort hoch, und wir ziehen mit Mann und Roß wieder ein in die löbliche Eidgenossenschaft. Das Bergell hinauf und dann in den ersten Schnee und über die Maloja nach Silvaplana zieht «Arbalète» nun spielend unsern Train auf den Skiern und nach kurzer Rast über den tiefverschneiten Julier hinunter nach Tiefencastel. Ueber Chur und Zürich nach Bern ist noch ein weiter Weg, aber am Tage vor Weihnachten sind wir zu Hause.

Vier Pferde, ein Hund und drei Soldaten, ein Ritt nach Stambul und Athen

Zu Pferd bis zu den Türken zu reiten, ja, das ist ein vermessener Plan. Wir leben nicht mehr zur Zeit der Kreuzzüge, die modernen, harten Straßen mit ihrem Auto- und Lastwagenverkehr bis Wien sind keine geeignete Piste, es ist wirklich in diesem Oktober neunzehnhundertfünfunddreißig der späteste Termin im Jahr, um aufzubrechen, und wohl der allerletzte Moment des Jahrtausends zu solchem Unterfangen. Doch alle Pläne glücken. Und damit du, lieber Leser, eine Vorstellung hast, was es alles an Vorbereitungen braucht zu so einer Expedition, seien sie hier kurz aufgezählt: Reportageabkommen mit vierunddreißig Tageszeitungen von der «Neuen Zürcher Zeitung» und dem «Bund» bis zu kleinen Landblättern, mit den Illustrierten der Depeschenagentur, dem Radio. Das Politische Departement empfiehlt über die Gesandtschaften die kleine «Saumkolonne Alpen - Bosphorus» bei acht fremden Regierungen, das Militärdepartement stellt das Unteroffiziersreitzeug, zwei Bastsättel für die Saumtiere, das Militärfahrrad, Biwakmaterial und Decken und sechshundert Schuß Munition, das Volkswirtschaftsdepartement einen Reisezuschuß von tausend Franken zur Verfügung. Fünf große Fabriken liefern den Mannschaftsproviant und spenden uns je tausend Franken, die Kochfettfabrik Astra, die Schachtelkäsefabrik Gerber, die Knorr-Nährmittel, die Konservenfabrik Lenzburg und die Kraftnährmittelfabrik Nobs in Münchenbuchsee. Von der Deckenfabrik Hasle - Rüegsau erhalten wir ein großes Zelt.

Zu meinem Rappen «Arbalète» kaufe ich den Goldfuchs «Franc-Montagnard» aus der Zucht des Eidgenössischen Hengstendepots in Avenches, zwei Artillerie-Bundespferde, die Freiburger «Tell» und «Winkelried» werden mir von den Armeepferdelieferanten Hostettler, Holligen und Liechti, Zollikofen, kostenlos zur Verfügung gestellt. Und da mir Kavallerieoberst Lotz rät, doch noch einen Hund mitzunehmen, das gebe viel Kurzweil auf so langer Reise, und einen guten Wächter könnten wir auch brauchen, fahre ich noch am Vorabend in den Schwarzwassergraben und kaufe einen jährigen Entlebucher Sennenhund und taufe ihn «Chüeri». An Mannschaft ist mit von der Partie der inzwischen zum Wachtmeister und Regiewärter aufgerückte Hermann Pfeuti, dem Oberst Ziegler einen unbezahlten Urlaub von sechs Monaten einräumt, und ein junger Filmreporter, der Max Hermann, unser Rekrut.

Wie populär das Unternehmen ist, beweist die Zeichnung von vierhundertachtundzwanzig Subskribenten auf die spätere Sonderausgabe des Buches, das erst noch erlebt und geschrieben sein muß, unter Vorauszahlung von je zweiundzwanzig Franken. Bei einem richtigen Wolkenbruch starten wir abends zehn Uhr zur großen Reise: vier Pferde, ein Hund und drei Soldaten. Am Könizbergwald schießen sie zum Abschied mit Petarden, und eine Filmgesellschaft kurbelt diesen Ausmarsch, und von der Loebecke bis zum Bärengaben stehen unter den Laubenbogen und im strömenden Regen die Berner und Bernerinnen zu Hunderten, trotz der späten Stunde.

Ueber die strategischen Vorbereitungen dieser Reise bis ans Goldene Horn lacht meine Frau noch heute, sie waren im Gegensatz zu den finanziellen und wirtschaftlichen primitiv nid zum Säge. Auf einer Atlaskarte 1:500 000 maß ich mit Zündhölzchen so ungefähr die Tagesrouten, und es war gut so

und hat fast bis auf den Tag geklappt, und wenn ich später oft gefragt wurde, wie ich wohl auch auswärts diese Reise für Unterkunft und Verpflegung und Tagesdistanzen vorausdisponiert habe, mußte ich grinsen und tat wichtig und gab nur in intimen Kreisen zu, überhaupt nichts vorbereitet und abgesteckt zu haben, denn es gebe so viel Unvorhergesehenes, daß alles Vorausplanen doch Essig sei. Das hat dann übrigens der Hitlerlöli mit seinen Strategen und ihrem minutiösen Vorausplanen im Krieg erlebt, denn erstens kommt es anders und zweitens als man glaubt, und im Osten kommt man am besten weg mit dem Improvisieren.

Der Herr Oberst aus der Schwoiz

Die Begrüßung am österreichischen Zollposten von Schaanwald ist reizend. Meine vier Rosse und zwei Mann halten noch auf Schweizer Boden, und ich gehe mit dem «Chüeri» hinüber zum österreichischen Zollpostenchef. Erst kennt er mich nicht: «Was wollen S'?» und dann, ehe ich antworten kann: «Jessas, der Herr Oberlaitnant aus Bern is do! Grief Gott, Herr Oberlaitnant, willkommen in Estreich, nehmen S' Platz, bitt scheen, Herr Oberlaitnant!» Und da alle Bewilligungen aus Wien schon einige Zeit zurückdatieren und wir inzwischen mit einer stärkern Saumkolonne aufgebrochen sind, muß ich ihm sagen, daß ich vier, statt zwei Pferde habe und noch einen Mann mehr, der nicht vorgesehen, und noch einen Hund, der gar nicht vorgesehen. Er winkt großzügig ab: «Joa, oalso vier Pferdl, Herr Oberlaitnant - moacht nix - und a Mann meahr - is schoa guat - und a Hunterl haben S' a mit, Herr Oberlaitnant - woarum denn net, so a Hunterl ist imma a feine Sach. Ist oalles in bester Ordnung. Nuer die Reisepäß müass'n wa abstempeln. Sie hoab'n Ihren Paß im Kofferl drinn mitten im Wagerl? No, doa lassen S' nua bleib'n mit dera Stemplerei, Herr Oberlaitnant - is schoa guat.»

Und dann am gleichen Abend im «Weißen Rößl» zu Feldkirch. Der Wirt jagt den Portier umher: «Hoalst a Heu hear fiar dia Pferdl und a Stroh und a Woasser und bringst die Koffern auffi von dia Herrn und machst all's fei sauba!»

Und wie wir dann die Pferde versorgt haben und in der Gaststube sitzen beim abendlichen Mahl, hören wir durch das Fenster von der Straße her die Stimmen des neugierigen Volkes von Feldkirch, und die Meinungen gehn hin und her: «Siagst etz, du Ochs, du dalketer. In dia Zeitung hamm s' geb'n, dös sei a Offizier und zwoa Mann. Und jeatz sitzen s' oall am selben Tisch. Dös san oalles Offizier; dear, woa oben oan sitzt, siagt d'r akkurat aus wia oaner vom Generalstab, und der ander isch sicha von dera Oartillrie und der junge von dia Inschinier.»

«Du bist a Bazi, a bleder! In dera Schwoiz drinn haben s' doch a Demokratie, doa sitzt oalles beieinand; des muaßt doch wiss'n, woannst in dera Schual net allweil gschlaf'n hast!»

Wir amüsieren uns köstlich, und es nützt nichts, daß ich der Frau Wirtin und der Resl versichere, ich sei gar nicht Oberst, bei uns sei das ein rarer Posten. Bald tönt's von links, bald von rechts: «Wollens der Herr Oberst noch a Kalterer? Winschen der Herr Oberst a Kaffee?» So bin ich im «Weißen Rößl» zu Feldkirch einen Abend lang Oberst - den Seinen gib't's der Herr im Schlafe.

Und das erinnert mich an eine lustige Geschichte, die man sich heute noch in Feldkirch und wahrscheinlich auch in Bregenz und anderwärts im herrlichen Vorarlberg erzählt. Trotzdem der Ort der

Handlung umstritten ist, soll diese lustige Reminiszenz aus glücklichen Zeiten altösterreichisch-helvetischer Beziehungen wahr sein. Vor dem Ersten Weltkrieg sei es gewesen, da sei so alle halbe Jahre ein kleiner, bärtiger, dicker Herr aus der Schweiz im «Weißen Rößl» erschienen und von Wirt und Wirtin scharwenzelnd empfangen worden, und er habe wohl gelebt an Speise und Trank, und dann, nach dem schwarzen Kaffee, sei der Wirt hinausgegangen in den Gang und habe die Treppe hinaufgerufen: «Annamierl, moach dich fei souber und ziag a neis Hemdele oan, der Herr Oberst aus der Schwoiz is do und mecht a Aufhupferl moachn!» Ja, ja, das waren noch Zeiten!



«In der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol ... »

Wir ziehen über den Arlberg, ins heil'ge Land Tirol, nächtigen in kleinen Gasthöfen und bei Bauern; es geht nach militärischer Ordnung. Vier Uhr Tagwache, sechs Uhr Abmarsch, dazwischen Hafern, Frühstück, Stalldienst. Die vier Rosse sind immer schon wach, der «Chüeri» streckt sich und gähnt und jagt dann die Hühner aus dem Stall, als ob er da zu Hause wäre. Die Tiroler werden aus unserem Zug nicht klug. Sie halten uns für Italiener. Erst in Innsbruck erzählen uns die Offiziere lachend, von überall her seien telefonische Anrufe gekommen, eine italienische Kavalleriepatrouille mit Maschinengewehrpferd und Spürhund ziehe das Oberinntal hinab, um Deserteure einzufangen und nach Mussolinien zurückzuschleppen. Diese Gerüchte folgen uns nicht nur, sie eilen uns voraus. Drei Gendarmen sperren die Brücke von Landeck, sich diese sagenhafte Kavalleriepatrouille anzuschauen. Der Unteroffizier traut meinen Erklärungen nur halb. Er geht zum Fernsprecher und läßt sich mit dem Landesbefehlshaber von Tirol verbinden, worauf sich dann alles in Minne und gegenseitigen Komplimenten und echt österreichischer Freundlichkeit auflöst.

Mit «Chüeri» haben wir viele Nöte und manches Abenteuer. Oft beinelt er stundenlang brav neben den Pferden her, dann wieder rennt er weit voraus oder schweift seitab, und wir können vergeblich rufen und pfeifen. Taucht eine Vieh- oder Schafherde auf, dann ist er in seinem Element. Er glaubt, er sei wieder Adjutant des Sennen von Riffenmatt und beginnt trotz unserer Abmahnung, die Herde zu

umkreisen, jagt sie zum Erstaunen des Hirten in die Wiesen oder einen Steilhang hinauf oder hinab, kläfft ausbrechende Tiere in die Fesseln, daß sie mit hochgestelltem Schwanz dem großen Haufen zu galoppieren. Hat der Hirte einen Hund, so greift dieser nach Amt und Pflichtenheft ein, und wir haben jeweils die größte Keilerei zu schlichten. Doch dies ist nicht unseres «Chüeri» einziger Sport. Wo eine Tür oder ein Tor offen steht, da muß er seine neugierige Nase spazieren führen. Aus einem Hausgang flüchtet er zuweilen mit kläglichem Geschrei und hinter ihm erscheint mit gesträubtem Buckelhaar ein sieggewohnter Kater. Noch ärger gerät er in die Klemme, wenn ein kampflustiger Haushund sein Gebiet verteidigt. Die Schäferhunde besonders sind arge Draufgänger. Dann muß ihm «Arbalète» zu Hilfe eilen. Und selbstbewußt, als hätte er die Schlacht gewonnen, verläßt unser Entlebucher die Walstatt und ist dann wieder brav und zahm für wenige Stunden. So gegen Abend hat er dann genug vom Herumtollen und ist froh, wenn es einen Marschhalt gibt; dann legt er sich sofort hin und hängt die Zunge heraus. Er könnte auf unserem Mitrailleurkarren mitfahren, wir haben ihm mit Decken ein Lager gemacht; aber er will nicht, und wie wir ihn anbinden, versucht er doch, herabzuspringen und erhängt sich fast. So lassen wir ihn gewähren, und er ist dann tatsächlich bis nach Konstantinopel und von Athen zurück bis nach Hause neben den Pferden hergelaufen. Seine unzähligen Abenteuer, auch nicht ungefährliche, mit halbwilden und wilden Hunden in den Steppen der Walachei und Türkisch-Thraziens und in den Bergen Nordgriechenlands und Albaniens habe ich in einem Buch über «Chüeris Wanderjahre» beschrieben und kann sie hier nicht nochmals erzählen.

«Oh Mariandl - andl andl ... »

Siebenhundert Jahre schon steht das alte Gasthaus zu Haiming einsam am Ufer des Inn und spiegelt seine hohe Giebelfront in den trägen grünen Fluten. Dicke Mauern, durchbrochen von gotischen Türöffnungen und Fenstern, hohe und weite Räume, Gaststube und Zimmer. Der Wirt ein Original, genau so, wie früher die Karikaturisten spotteten: hagere Gestalt, Samtmützchen mit Blümchenzier, Pfeife, mehr zum Stopfen als zum Rauchen, Vatermörder, Doppelreihe Silberknöpfe an der roten Weste, mächtige Uhrkette mit Hänger und farbige Pantoffeln. Zuvorkommend und teilnehmend ohne Grenzen. Ueber unser Reiseziel kann er sich nicht genug wundern. In großen Schritten durchmißt er die Gaststube, dieweil wir uns das Abendbrot munden lassen:

«In Tirkei wollen S'? Na! Net zum glaub'n! Jessas, in Tirkei wollen S' mit dia Pferdl? Is dös a Krampf! Jessas, na! Geah, Sia machen a Spasser! Sia woll'n mi aufsitz'n lass'n. Jessas, in Tirkei! So a weit'r Weg! Dös muaß i glei dem Mariandl sag'n. Mariandl, kimm eina!»

Das Mariandl ist seine Haushälterin, jung, hübsch, rotwangig, kaum zwanzig; sein Großvater könnte der Wirt sein. «Woas giabt's denn, Herr Leitner?»

«Hoast schoa sowas gher, Mariandl: dö Herr'n wullen's mit dia Pferdl in Tirkei! Jessas, denk diar mal, so a weit'r Weg!»

«Joa, was is denn da dabei, Herr Leitner! Is denn dia Tirkei goar so arg wait?»

«Froag net so saudumm daher, gell! Blamierst ja mein' ganz'n Gasthof mit dei bleden Froagn. Geh in Küch'n und mach dei Sach! Was stehst denn da allweil herum?»

«Oaber Sie hab'n mi doch gruaf'n, Herr Leitner!»

«Gruaf'n, gruaft! I hoab diar nua sag'n woll'n, daß dia Herr'n in Tirkei reis'n. Und woannst net amal woäßt, daß dia Tirkei zuunterst in Ungarn ist, dann koann ia diar net helf'n, du Hascherl.»

In Innsbruck sind wir mit Mann und Roß und Hund zu Gast beim 6. österreichischen leichten Artillerieregiment. Mich quartiert Hauptmann Ott, der Reitinstruktor der Garnison, im «Grauen Bär» ein, der Wirt hat drei hübsche Töchter und drei rassige Reitpferde, und alle drei Töchter sind bekannte Amazonen im Tirol, besonders die Marthel, sie reitet auf ihrem prächtigen Falben hohe Schule. Der Fürst von Starhemberg hat an diesem Sonntag unserer Rast in Innsbruck ein Treffen seiner Heimatwehr und seiner ostmärkischen Sturmscharen. Sie sehen sehr martialisch aus, mit Federhuterl oder Stahlhelm und riesigem Pallasch, an der Seite die Scharführer. Doch Hauptmann Ott versichert mir: «Herr Kamerad, miassens net glaub'n, des sei a Militär. Des san uniformierte Zivilist'n. Aber jetzt werden s' bald eingereiht werd'n als Armeereserv, und dann werd'n wiar sie schleif'n.»

Nun, es hat sie dann leider kaum zwei Jahre später ein anderer eingereiht und geschliffen, diese bedauernswerten jungen Oesterreicher.

«Die Pinzgauer wollten's wallfahrten gehn ... »

Von Innsbruck möchten wir über Reichenhall nach Salzburg, also durch den Zipfel von Berchtesgaden. Die Bewilligung aus Berlin ist eingetroffen, aber wir müßten die Karabiner und die Munition abgeben an der deutschen Grenze und bekämen sie dann wieder beim Ausritt ins Salzburgische, lautet der Bescheid. Das paßt mir nicht, und so machen wir denn den Umweg über den Pinzgau und Pongau, hundertfünf Kilometer mehr als vorgesehen und dazu zwei Bergpässe, aber wir brauchen vor den Nazi nicht die Waffen zu strecken. Die Marthel begleitet uns auf ihrem Falben bis zur Brücke von Terfens, dann stiebt sie zurück nach Innsbruck. In Oesterreich bezahlt man noch vielerorts Brückenzoll, und wie wir eine gedeckte hölzerne Brücke über einen Seitenarm des Inn mit polternden Hufen durchreiten, kommt am andern Ende aus einem kleinen Zollhäuschen eine alte Frau heraus und mustert uns und fragt: «San S' von dear Bundeswehr?» - «Jawohl!» erwidere ich lachend, und sie läßt uns passieren. Auf Grund unserer Ausweise hätten wir den Brückenzoll ohnedies nicht bezahlen müssen, aber daß uns die gute alte Brückenzöllnerin diese Verwechslung zugute hält, macht uns schmunzeln.

Wir ziehen über Wörgl und traben hinauf ins Brixer Tal. Es regnet und schneit, und wir wollen noch über die Karpathen und das Balkangebirge! Zwischen Brixen und Kitzbühel steht eine einsame Kapelle, zu welcher viel gewallfahrtet wird. Sie trägt die Inschrift: «Bis hierher und nicht weiter, kamen die schwedischen Reiter. 1643.» Nun, die schwedischen Reiter vor dreihundert Jahren kamen als Feinde, wir, die schweizerischen Reiter, kommen als Freunde, und uns jagen die Frauen des Brixer Tales nicht mit ihren Sensen zurück, wie sie damals im Dreißigjährigen Krieg erfolgreich den Schweden den Meister zeigten.

Ein herrliches Bauernland ist das Pinzgau mit seinen heimeligen Bauerndörfern in der lieblichen Spätoktobersonne, nachdem wir den verschneiten Paß Thurn überschritten. Oft steht ein Bauer am Weg und lädt uns freundlich ein, wenn er vernommen, wir seien Schweizer und auf einer weiten Reise begriffen bis hinunter in die Türkei: «Kommen S' herein auf a Biarl, miassen S' erzähl'n.» All diesen Einladungen können wir nicht Folge leisten. Die Pinzgauer haben eine bekannte Pferdezucht,

schwere, massige Rosse. Die Pongauer züchten mehr den Haflinger, ein kleines, gedrungenes Gebirgs- und Saumpferd. Vom Pinzgau zum Pongau wechselt auch die Straßenverkehrsordnung, vielleicht ist das heute behoben. Im Pinzgau weicht man rechts aus und überholt links, wie bei uns, im Pongau umgekehrt, man weicht links aus und überholt rechts. Bis wir das selbst gelernt und dann unsern Rossen beigebracht haben und unserm Hund, geht es ein paarmal hart an Zusammenstößen vorbei, und der Pfeuti schimpft, so etwas verrückte Cheibs gebe es wirklich nur in Oeschtrich.

Der Salzach entlang traben wir und ziehen dann hinauf durch die düstere Salzacherschluft nach dem «deutschen Rom», nach dem berühmten Salzburg, über dem auf steilem, waldigem Fels die alte erzbischöfliche Residenz der Hohensalzburg thront. Wir nehmen Quartier bei der 6. österreichischen Dragonerschwadron.

Ueber den Sonntag müssen wir bleiben, und es gibt eine Jagd mit den Offizieren und dem Reiterverband von Salzburg der Salzach entlang über herrlich grüne Auen bis zum bischöflichen Lustschlösschen Hellbrunn. Mir haben sie ein berühmtes Springpferd zugeteilt, den Irländer «Bromhill», einen notorischen Durchgänger, mit einem Maul wie Eisen. «Oaber, den wirst du schon halt'n, Kamerad», meint zuversichtlich der Major Gaisberger. Zweimal glaube ich, jetzt sei er mir Meister, der «Bromhill», er pfeilt dahin wie eine Eisenbahn, und ich bin weit an der Spitze, aber zu was hat man schließlich von den Berner Bereibern jene Hilfen gelernt, die auch durchgehende Pferde zur Raison bringen? In der letzten Galoppade bis zum Schloß habe ich ihn wieder am Zügel, und wie die andern aufschließen am Ziel, darf ich ihre Komplimente einstecken.

«Hier wendet sich der Gast mit Grausen»

Zwei Salzburger Offiziere geben uns am frühen Montag das Geleite, wo das Salzkammergut beginnt, seine walddreichen Berge aufzutürmen. Hügelauf, hügelab, auf guten, alten, noch nicht asphaltierten Straßen gegen den Wolfgangsee. Aber wir wollen nicht ins berühmte «Weiße Rößl», in dem man die Sorgen vergißt; sondern hinüber an den Mondsee. Im Schloß des Grafen von Almada halten wir bei einem Regensturm Mittagsrast, und dann geht's weiter in flotschendem Trab hinüber an den Attersee. Einkehr halten wir im kleinen Gasthof zu Unteraach. Warme Stallung für unsere vier Rosse, warmer Ofen im Gastzimmer für unsern Sennenhund, den «Chüeri», der naß ist wie ein Pudel und nun mit unsern Kleidern auf dem Ofentritt dampft. Eine hübsche Witfrau als Wirtin, die sich auf Wienerschnitzel versteht, ein Handorgelspieler - was bliebe da noch zu wünschen nach einem struben Marschtag?

In Oesterreich wird viel politisiert, und wir wundem uns, wie viele junge Leute der national-sozialistischen Entwicklung im Deutschen Reich anscheinend sympathisierend gegenüberstehen. Nun, die wirtschaftlichen Verhältnisse sind immer noch schlecht, so sehr sich die Regierung Schuschnigg bemüht, Arbeit zu beschaffen.

Die Gaststube füllt sich mit Bürgern und Bauern der Gegend. Zu ihnen gesellt sich ein sogenannt besserer Herr, der sofort das große Wort führt. Er schimpft über alles und jedes, über die Regierung und über die Steuern, die Pfarrer und die Sozialdemokraten, die Heimatwehr und die reichen Metzger.

Die Bauern horchen still; aus ihren unbeweglichen Mienen ist weder Zustimmung noch Ablehnung zu lesen. Nur «Chüeri» zuckt zusammen, wenn der bessere Herr auf den Tisch schlägt: «A Prinzip muaß der Mensch hab'n, a Prinzip! Un wann er kan Prinzip net hat, so is er a Viach!» Unmöglich für mich, Berichte zu schreiben. Da steht ein steinalter Bauer auf, saugt zweimal bedächtig an der Pfeife, lehnt sich über den Tisch gegen den Herrn mit dem Prinzip: «Jeatz is ab'r gnuag, du Stadtfrack, du saudumm'r! Wannst jetzt net gleich stad bist, so kannst was derleb'n, du Depp, du gscherter! Wia kimm'n wiar Unteraacher darzua, dei Schmarr'n anzhör'n, he? Wiar san net so saubled, wia wiar ausschaun tuan, mai Liaba, gell! Wannst dei Goschen aufmachst, dei ungewaschne, so kimmt a Luag und a Schimpf heraus! Und jeatz gib a Ruah, wannst net dei Knoch'n im Schnupftiacherl hoamtrag'n willst!»



Das wirkt. Der bessere Herr - bei uns laufen diese Spezies auch rudelweise herum - lenkt ein, und gleich darauf singt die ganze Tischgesellschaft möglichst falsch «Aan Prooosit, aan Prooosit der Gemüaatlichkaat!» Am eifrigsten und falschesten singt der Stadtfrack mit, aber allzu lange geht es nicht, bis er wieder mit vielem Ueberredungseifer poltert: «A Prinzip muaß der Mensch hab'n, sonst is er a Viach!» Wir kennen das Prinzip, das er meint, und leider sind dann die Oesterreicher, ob mit oder ohne dieses Prinzip, so bald nachher in den Zweiten Weltkrieg mit hineingerutscht, verdient und auch unverdient. Unverdient sicher der alte Bauer mit der Pfeife, wenn er es noch erlebte, und die meisten Gäste an diesem regenschweren Abend in, der heimeligen Pinte von Unteraach.

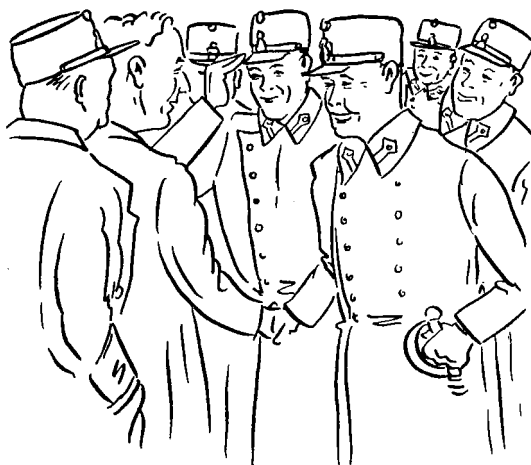
«Gefährlich ist's, den Leu zu wecken...»

Herrlich ist die Wachau, diese sanfte Donau und die trotzigen Felsperren, riesig das Kloster zu Melk. Wie gemütlich überall in diesem Oesterreich! Wir haben gar nicht das Gefühl, im Auslande zu weilen. Und diese Garnisonsstädtchen, in welchen das Militär den Ton angibt. Die Offiziere kennen die lauschigsten Plätzchen, die kleinen Heurigenstuberl mit freundlicher Bedienung fescher Wiener Mädels, und immer weiß eine mit glockenheller Stimme all die fröhlichen und auch schwermütigen Liedchen zu begleiten, die ein junger Leutnant am Klavier anstimmt. Ein Abenteuer unseres vereinigten Entlebucher Sennen möchte ich mir nicht versagen, hier nochmals zu erzählen. Sitzen

wir da auch wieder so in einem fröhlichen «Beiserl», und zwar ganz vorn, fast Tisch an Stuhl mit der Schrammelmusik, und der «Chüeri» kuschelt sich manierlich zu unsern Füßen und schläft, gerade vis-à-vis der Pauke, die eigentlich gar nicht zu einer Schrammelmusik gehört. Und wie der Paukist einmal plötzlich zu derb hinhaut, schreckt «Chüeri» aus tiefem Schlaf empor und springt mit Gebell dem dicken Paukisten in den Hosenboden. Der haut vor Schreck noch stärker aufs Fell und macht einen riesigen Sprung: «Kruzitirk'n, dua Miastviach, du gschertes, hast dua mich derschreckt!» Für den Rest des Abends muß «Chüeri» an die Leine. Das Publikum bricht in frenetischen Jubel aus, und «Chüeri» erntet mehr Beifall und Händeklatschen als das Orchester am ganzen Abend.

«Kommt eine Staatskarosse oder ein Mann zu Rosse ...»

Stolz ist unser Einzug immer in die alten Garnisonsstädte von Oesterreich. Schon zehn oder zwanzig Kilometer vor der Stadt trabt uns eine Offiziersdelegation entgegen, und die Begrüßung ist stets herzlich. So war es vor Enns, als mich der Kommandeur des 2. österreichischen Dragonerregiments mit seinen Adjutanten und Chargen empfing und in die riesige ehemalige k. k. Kavalleriekaserne geleitete und im ehemaligen Gemach des in Serajewo ermordeten Thronfolgers Erzherzog Ferdinand einlogierte, so ist es bei der Infanterie in St. Pölten, wo ich im Bett des Kaisers Franz Joseph schlafe, wie eine Marmortafel über der Tür aus dem Jahre 1895 kündet. Am Abend gibt es stets ein großes Essen im Offizierskasino, derweil meine Leute mit dem «Chüeri» in der Unteroffizierskantine festen.



Das Regimentsspiel spielt auf oder ein Soldatenorchester und Reden werden gewechselt, und dann folgt ein Ball mit den Regimentsdamen oder einige Herren gehen mit mir in ein Konzertlokal, und die Stunden fliegen. «Bei uns is eh nichts los, aber ein paar Hurerl hab'n wir wie Engerl», versichert mir ein alter Oberleutnant aus dem Ersten Weltkrieg und erzählt mir von den goldenen Zeiten des Kaisers Franzel, als Oesterreich - Ungarn noch hundertfünf Kavallerieregimenter hatte, eines schöner als das andere: Honvedhusaren, Ulanen, Kürassiere, Dragoner, berittene Landesschützen vom Tirol, Jäger zu Pferd und slawonische Panduren. Und dann erst diese verlorenen Garnisonen in Galizien, in Bosnien drunten in Dalmatien! «Da hättest du unser Gast sein sollen, Kamerad, da war'n wr noch reich. Alles

hast du hab'n können um wenig Geld, vom Reitpferd bis zum Madl mit Mandelaug'n. Red'n wa nicht mehr davon!»

Immer wird uns der Abschied von so viel herzlicher und spontaner Gastfreundschaft und Kameradschaft schwer. Wenn wir zum Kasernentor hinausreiten, sind alle Fenster dicht besetzt, wie die Spaliere guter Trauben, mit Dragonern oder Kanonieren oder Infanteristen oder Tankchauffeuren. Und sie winken und rufen zum Abschied: «Servus, Maxi! Schreib mal a Kart'n und vergiß net auf uns, gell! Servus, Pfeuti! Hab die Ehre, Herr Oberlaitnant, kommen S' wieda auf der Rückreis'n!»

«Wien, Wien, nur du allein ... »

Das 2. österreichische Haubitzzartillerieregiment schickt uns drei Offiziere in den Wienerwald entgegen, um uns durch die Vorstadt nach der Breitenseer-Kaserne zu geleiten. Drei Tage müssen wir in Wien rasten, aber für mich sind sie mehr eine Hetz als eine Rast. Von einer Veranstaltung zur andern. Ein großes Abendessen in der Offiziersmesse, anschließend Abstecher in die Heurigenstuberl nach Grinzing, Empfang am andern Morgen durch die Spitzen der Renn- und Kampagnereitergesellschaft von Oesterreich, Vorführungen in der Spanischen Hofreitschule und Begrüßung durch den zweiundsiebenzigjährigen General von Pongracz, den damals besten Dressurreiter der Welt. Fürst Kinsky stellt mir seinen Wagen mit Livreechauffeur zur Benützung, und dieser führt mich diese drei Tage immer grad in knapp berechneter Zeit an Ort und Stelle. Bundeskanzler Schuschnigg stellt mir die Hofloge des Burgtheaters zur Verfügung, und die sieben Offiziere, die mich in «Hanneles Himmelfahrt» geleiten, ziehen die alte k. k. Uniform an, ein Mittagessen im Coburgpalais bei unserm Gesandten Dr. Jäger, ein Abend mit der Schweizerkolonie, ein Empfang beim Grafen Palffy, beim Generalintendanten der Wiener Garnison, ein Ball, immer noch ein wenig Nachtleben in den Weinstuben mit Mehlsuppe um vier Uhr früh. Mit einem riesigen Manko an Schlaf satteln wir am vierten Tag in aller Frühe, um nach Bruck an der Leitha hinunterzutrabten.

Bruck an der Leitha. In unserer Erinnerung wird es haften bleiben als ein weiter herbstlicher Park. Gold in den Aesten uralter Akazien, Gold verschwenderisch gestreut auf Wiese und Weg das letzte goldene Leuchten des Herbstes. Hineingestellt in diesen lichten Wald einzelstehende Baracken, ein Offizierskasino, sogar eine Stallung ist noch da aus alten Zeiten. Wir sind beim 1. und einzigen österreichischen Tankbataillon. Max schleppt mit einem Tanksoldaten meinen Koffer in eine entlegene Offiziersbaracke, und ich will mich etwas ausruhen, aber da fährt ein Motorrad mit Seitenwagen vor, und ich muß mich hineinsetzen und zum Bataillonskommandanten, und der setzt sich nach der Begrüßung ebenfalls in einen Seitenwagen und noch zwei Offiziere, sie wollen mir das schöne alte Bruck an der Leitha zeigen, das früher Grenzstädtchen zwischen Oesterreich und Ungarn war, aber wir fahren nur langsam durch die Hauptgassen, und dann geht es in rasanter Fahrt über die Landstraße, und bald merke ich, daß wir wieder Wien zufliegen. Statt einer vollen Nacht Schlaf noch einmal das singende, klingende fröhlichkeitsbringende, herzenbezwingende Wien!

Doch nun genug der Feste, nun heißt es Abschied nehmen und wandern.

Für Max beginnen schwere Zeiten. Er schlittert mit seinem gewichtigen Militärrad durch die tiefen, ausgefahrenen Furchen schmaler Wald- und Wiesenwege, und wenn es ihn hinlegt, hat Pfeuti seine

kameradschaftliche Freude. Oft lasse ich sie meilenweit allein ziehen und galoppiere mit «Arbalète» und «Chüeri» querfeldein. Weit und endlos dehnen sich die Felder, und die letzten Hügelzüge rücken immer ferner in den Dunst zurück, um allmählich als blaue Kuppen hinter den Horizont zu sinken. Wir sind bereits auf altungarischem Boden; denn vor dem Krieg gehörte das Burgenland zum Königreich Ungarn, und die alte Staatsgrenze ging durch das Militärlager von Bruck an der Leitha. Rechts ein weiter Acker, links ein weiter Acker, alles schwarz. Ist das Torf? Nein, es sind Raben: nicht Zehntausende, Hunderttausende. Nie in meinem Leben sah ich ein so gewaltiges Rabenheer. Ich erliege einer Versuchung: vom Pferd herab löse ich den Karabiner - nicht in die Rabenschar, sondern vor mir in den Acker. So weit das Auge schweift, erhebt sich eine schwarze, krächzende Decke, die das strahlende Licht der Sonne verdunkelt. Nun galoppieren wir unter dieser wiegenden Decke dahin, und «Chüeri» bellt vor Lust und Freude.

Ein kleiner, struppiger Wald bei Nickelsdorf. Ein Lager Zigeuner. Sofort sind wir zum Erstaunen «Chüeris» von zerlumpten Gestalten umringt. Ich werfe meine kleine Münze in hingehaltene zerknüllte Hüte und schmutzigbraune Hände. Nicht ohne Mühe arbeiten wir uns aus dem Knäuel und glauben uns schon frei - da humpelt am Stock eine steinalte Zigeunerin daher, gerade so, wie wir sie aus den Kindermärchen als Hexen kennen: strähniges, weißes Haar unter schmutzigem, rotem Kopftuch, runzliges, ledriges Gesicht, ein einziger, scharfer Zahn als letzte Zierde aus dem letzten Jahrhundert. Und wie «Chüeri» sie drohend anbellt, scheucht sie ihn mit dem Stock. Ich muß mir aus dem Sattel die Hand lesen lassen. Neunundachtzig Jahre prophezeit sie mir und sonst viel Verlockendes, das ist schon einen Schilling wert.

Endlos weitet sich der Blick; rechts sinkt golden die Abendsonne, links steigt bleich und würdig ein voller Mond aus dem Dunst. Außerhalb Nickelsdorf der österreichische Zollposten. Wir verabschieden uns vom gastfreundlichen Oesterreich. Vor den Hufen unserer vier Rosse liegt endlos und weit ein Königreich - Ungarn.

«Härz, mis Härz, warum so truurig!»

Ueber Ungarn fröhliche Erlebnisse zu erzählen aus einst glücklichen Zeiten, fällt mir heute schwer. Zu berichten von diesem damals reichen und stolzen Land, von seinem gastfreundlichen, lebenslustigen, sangesfrohen Volk, seit zwölf Jahren von der grausamsten Fremdherrschaft unterjocht und ausgeraubt und beleidigt, von verächtlichen Landesverrätern «regiert», nach einem heroischen Aufstand antiker Größe abermals durch zynische Gewalt und Uebermacht niedergeworfen, von der feigen Welt verkauft und verraten - ach, wie blutet unser Herz, denn wir haben diese ritterlichen Magyaren als freie und wahrhaft adelige Nation gesehn! Aber Ungarn wird freiwerden und stolz emporsteigen aus der Knechtschaft, und wir wollen das noch erleben, und wir werden das noch erleben. Sie werden wieder ihren Csardas tanzen in den freundlichen ungarischen Dörfern, und die Zigeuner werden aufspielen im strahlenden Budapest, und sie werden wieder als freie Nation ihren Platz nehmen unter freien Nationen, und die Zeit der finstern Gewalt wird zurückweichen in das Nichts wie ein böser Traum. Und weil für uns das so gewiß ist wie der folgende Tag, wollen wir das königliche Ungarn beschreiben, wie es damals war und wie es wieder sein wird - bald.

Ungarn möchte ich begrüßen mit den Worten von damals, aus dem unmittelbaren Erleben, ich finde keine bessern, so seien sie hier hergesetzt:

Ungarn - das ist eine endlose Weite, das ist der flüchtige Hufschlag feuriger Rosse: die Pußta.

Ungarn das ist eine schlanke, schwarzlockige Frau, die sich im wilden Tschardas wiegt: das lichterstrahlende Budapest.

Ungarn - das ist ein feuriger, goldener Wein, der das Herz schneller schlagen läßt: die sonnigen Hügel von Nagykovasci.

Rasse, Rasse, Rasse - das ist Ungarn.

Herrlich ist dieses Hegyeshalom mit seinem fußtiefen Kot in den Straßen, mit seinen weiten Ententeichen, mit seinen Lauben voll reifer Trauben, mit seinen weiten Plätzen und weißgetünchten Häusern, bedeckt mit Stroh.

Bezaubernd für den Reiter, dieses Pferdeland Ungarn mit seinen weichen Straßen, die noch kein Straßenbaustrategie asphaltierter Zeiten verdarb. Tagelang kein Automobil, aber Pferdefuhrwerke, Hunderte, Tausende. Zwei Kilometer Trab, ein Kilometer Schritt, oft ein längerer Galopp über weiche Heide, die den Hufschlag der vier Pferde verschluckt. Ueber Magyarovar nach Ottevény und ein fröhlicher Abend mit den Offizieren von Györ. Zauberhaft ist das Erlebnis von Schloß Babolna. Meine Saumkolonne wird im Dörfchen Bana einquartiert, mich entführt bei hellem Mondschein ein Viergespann mit schneeweißen Lipizzanern nach dem berühmten Staatsgestüt mit seinen tausend Schimmeln. Eine Reitermusik auf Arabern und Lipizzanern bläst mir zum Gruß die schweizerische und die ungarische Nationalhymne. Ein Tag Schloß Babolna! Zweiergespanne, Troikagespanne, Vierer- und Fünferzüge ungarischer Juker, Zuchthengste mit Stammbaum auf hundert Jahre, Schimmelstuten mit ihren Füllen zu Hunderten, schneeweiße Lipizzaner, schneeweiße Araber, nur die Füllen sind dunkelhaarig. Sie erhalten ihr weißes Fell erst mit dem dritten Jahr.

Weiter nach Tata Tovaros zum 3. Honveinfanterieregiment. Einladung zur Besichtigung des berühmten Gestütes des Fürsten Esterhazy auf Schloß Tata Tovaros. Der Hochadel Ungarns, Oesterreichs, Böhmens und Gäste aus aller Welt sind da zur Jagd. Malerisch, wie Jagdwagen um Jagdwagen hinausfährt auf die, Pußta, alle mit Schimmeln bespannt.

«Im kühlen Keller sitz ich hier ... »

Welch ein freundliches Dorf ist dieses Zsambék - das Schwabendorf. Meine Saumkolonne habe ich auf der großen Straße zumarschieren lassen und bin direkt über die hügeligen Weiden getrabt, denn es ist schon dunkel, und ich will Quartier machen vor der Nacht. Einmal wird es kein Fest geben, und wir werden zum Schlafen kommen. Doch ich mache meine Rechnung ohne die Zsambéker Schwaben, denn Zsambék ist ein deutsches Dorf, seit der Zeit der großen Maria Theresia mit Schwaben besiedelt, die neben dem Ungarisch ihre angeborene Sprache pflegen, und sie sind sehr gastfreundlich, diese ungarischen Schwaben. Die Prominenz begrüßt mich: der Richter, der Obernotar und der Unternotar, der Tierarzt, der Kassaverwalter und der Gendarmerieleutnant. Es gibt ein herrliches Mahl, wie meine Saumkolonne nachgerückt ist und die Pferde in den geräumigen Stallungen eines Gutshofes untergebracht. Und auf Mitternacht geht's noch in die «Katakomben». Rechts hakt sich mir der Obernotar ein, links der Richter, hinter uns der Unternotar und der Hilfsnotar

und der Tierarzt mit dem Kassaverwalter und dem Gendarmerieoffizier, und dann ein langer Zug von Weinbauern, Wirten und Selchermeistern. Die Katakomben liegen in einem Hohlweg und enthalten statt Totenköpfe und schaurige Gerippe riesige Fässer mit Wein. Tiefe Keller, dreißig links, vierzig rechts, in den Fels gehauen. Faß an Faß bei flackerndem Kerzenlicht. Ein Weinbauer klettert mit dem «Heber» von Faß zu Faß und schenkt ein in die hochgehaltenen Gläser, weißen Wein und roten, hellroten und zwiebfarbigem, süßen und herben, und von jedem nur ein Glas. Dazu gibt's gebratne Hehnderl und ungarische Paprikawürste, und wir singen. Ungarische Lieder sie, «Annebäbeli, lüpf dr Fueß» und «Ramseiers wei ga graaase» wir, und wenn wir jodeln, können die Schwaben gar nicht genug bekommen.

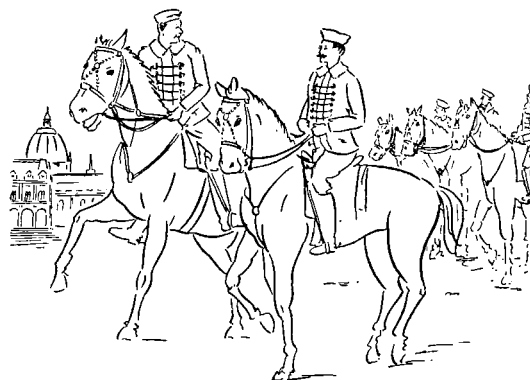
Wenn es weiter geht, von einer Katakombe zur andern, so vom achten Keller an, da bleibt dieser und jener liegen, und die Zsambéker nehmen die Gefallenen dieser Weinschlacht am Hosengurt und legen sie unter ein Faß und schließen den Keller hinter ihnen ab. Auch unser Rekrut bleibt irgendwo unter einem bauchigen Faß, aber der Korporal Pfeuti hält sich gut. So sind wir nur noch wenige, die am frühen Morgen mit dem ersten Hahnenschrei Arm in Arm ins Dorf ziehen. Aber der Obernotar ist noch dabei und der Richter auch. Ueber dem Dorf ragen auf einem Hügel die Ruinen einer gotischen Kirche, und am Fuße des Hanges liegt ein großes Nonnenkloster der Schwestern von Ingenbohl mit einem Töchterinstitut. Der Obernotar schlägt vor, daß wir der Frau Aebtissin ein «Stoanderl» bringen, und ich wehre vergeblich, denn sie haben alle ihren Oechsligrad längst beisammen. Sie singen schrecklich falsch, aber laut. Dieses Ständchen zu früher Stunde bringt mich um mein Restchen Schlaf, denn wir haben unser Programm und müssen um elf Uhr an den Toren Budapests sein zu einer offiziellen Begrüßung durch einen Generalstabsoffizier des Honvedministeriums und den schweizerischen Generalkonsul Kienast und den Kanzler Baldamus. Gerade, als ich mich noch in Kleidern und Stiefeln auf das Bett geworfen habe, kommt der Wirt herauf und bringt mir die Einladung der Frau Aebtissin, das Kloster und das Institut zu besichtigen. Also rauß aus der Kiste, unten am Ziehbrunnen den Kopf unter den Sprudel, und die Frau Aebtissin und die Schwestern und die paar hundert Töchter aus aller Welt bemerken nichts von der durchzechten Nacht, als ich mich durch Kloster und Schulzimmer führen lasse. Ja, die Frau Aebtissin dankt noch für das nette Ständchen, das wir ihr gebracht.

«Es reiten die Husaren ... »

Auf der Höhe von Budapest, beim Gasthof «Zur schönen Helena», erwartet uns zu Roß der Oberleutnant Baron von Feuchtersleben mit seinen Husaren. Husaren vorn, Husaren hinten, so durchzieht die schweizerische Saumkolonne unter riesigem Aufsehen die große Stadt und nimmt Quartier in der Franz-Josephs-Kaserne.

Wien war ein fröhliches Fest, Budapest ist ein zauberhafter Rausch der Freuden. Der Generalstabsmajor de Sibrik de Szarvaskend hat für mich ein Programm, das nicht abreißt: Besuch der königlichen Burg zu Ofen, des Parlamentsgebäudes, der Rennplätze und Exerzierfelder, einen Abend in der Oper, ein glänzender Ball, ein Abend mit der Schweizerkolonie, auch wieder mit Ball, auf Wunsch der Damen muß «Chüeri» mit dabei sein, und dazwischen gar viel, zu dem oft nur diese schneidigen Husaren das Stichwort kennen. Wenn wir bei lockender Zigeunermusik sitzen und schöne Frauen ihre

schlanken Körper im wildern Csardas wiegen, trinkt mir Feuchtersleben zu: «Liebes Kamerad, in Ungarn alles Vollblut, Ferde Vollbut, Weiberr Vollblut, Wein Vollblut, Musik Vollblut.» Auch er ist Vollblut und ein richtiger Husar. Bewundere ich flüchtigen Blickes eine besonders schöne Frau, gleich seine Frage: «Gefallen dir dieses Frau? Igen? Ich ihn gleich werde holen. » Und bevor ich zustimmen oder abwehren kann, flitzt er schon hinüber. Hat die Dame einen Kavalier, was kümmert das einen Königshusaren! Er macht ihr seine Verbeugung und führt sie an unsern Tisch.



Nach einer Nacht mit viel Tokaier und Muskat und Musik und Tanz gleich auf ein Husarenpferd ist allerhand. Doch darf die schweizerische Säumerei nicht vor diesen wilden Husaren zurückstehen, obschon mir das Bett für zwei, drei Stunden lieber wäre. Wir sitzen auf. Die Pferde sind ausgeruht: sie tänzeln und scharren und schnauben in den frischen, nebligen Morgen. Das kann gut werden. Bald sind wir aus der Stadt auf weitem Feld mit sandigem, gutem Boden. Feuchtersleben flitzt schon los; mein Husarenhengst macht eine Langade, und wie ich ihn verhalten will, steigt er. Meine dezimierten Kraftreserven muß ich für den Stopp aufsparen. Also lange Zügel und vorgebeugt bis auf den Hals. Dahin geht's, daß der scharfe Luftzug das Wasser aus den Augen treibt. Eine Hecke bevor ich versammeln kann, bin ich schon hinüber. Ein Wassergraben - hopp! schon hinter uns. Wir galoppieren Bügel an Bügel pfeilschnell dahin, dieweil Feuchtersleben mir stoßweise erklärt: «Hier hinten, Kamerad, aufpaßt auf diese Pußta eine viel böse männliche Kuh, was die Ferde mit die langen Hörner stoost.» Trotz den vergnüglichen Aussichten auf diesen wilden Stier muß ich über seine «männliche Kuh» lachen, was er als Zweifelsäußerung auffaßt: «Igen, igen, liebes Janosch (das bin ich) serr gefährlich.» Wieder ein Graben - hopp! Und noch einer hopp! Und dann eine breite Lache - hinein. Hochauf spritzt's; begossen kommen wir in langen Sätzen jenseits heraus. Als Zimmercharge habe ich den Stephan, einen schwäbischen Husaren. Er verrichtet die Reinigungsarbeiten an Stiefeln und Kleidern und besorgt viele Botengänge. Sein Deutsch ist köstlich, und zum Beschluß jedes Satzes sagt er bekräftigend ein gedehntes «Joaa». Einmal erwirke ich ihm von seinem Rittmeister verlängerten Ausgang. Strahlenden Gesichts meldet er mir: «Härr Oberlaidnand, hat Härr Rittmeister gegeben Stephan Urlaub bis viar Uhr, joaa!» Ich gebe ihm zwei Pengö, er solle sich einen lustigen Abend machen. Aber Stephan schüttelt den Kopf: «Su vial, Härr Oberlaidnand, su vial! Wenn Stephan haben vial Pengö, dann vial sauf, joaa. Dann viar Uhr kain Stephan in Kaserne, joaa. Härr

Rittmeister werd Stephan einsperr'n, joaa!» Wir einigen uns, daß er mir einen Pengö gibt zum Aufheben für den andern Abend.

«Fuchs du hast die Gans gestohlen ... »

Feuchtersleben kommt lachend herein und setzt sich auf den Betrand: «Liebes Kamerad, heut werd'n die Offissiere fressen ungarisch Gulasch - brr!» Und auf mein verwundertes Gesicht: «Komm sehn, was deine Hund haben gemacht!» Ich blicke auf «Chüeri», der, die personifizierte Unschuld, sich auf dem Sofa rekelt. Also gehen wir sehen.



Im Korridor der Offiziersmesse hören wir den Koch schrecklich auf magyarisch schimpfen; wie wir erscheinen, reißt er die Hacken zusammen. In allen Etagen, auf den Treppen, liegen Leckerbissen bis hinauf in den dritten Stock: Poulets, Rehrücken, Hasenschenkel, Karpfen, Schnitzel. Der Menagejunge ließ den Fleischkorb kurze Zeit im Korridor stehen, und «Chüeri» hat ihn so gründlich visitiert, daß nur eine einsame Leber übrig blieb. Fatale Sache, denn kurz vor Mittag lassen sich all die Spezialplättli nicht ersetzen. Feuchtersleben hat seine riesige Freude: «Werd'n sie fressen ungarisch Gulasch und auch nicht verhungern, Kamerad!»

Stephan packt eben die Stiefel zusammen: «Ich serr guat kennen die Schwaiz, Herr Oberlaidnand, joaa!» Und wie ich verwundert hin überblicke: «Joaa, die Schwaiz, des is oain Loand miat nix wia Schneebersch uand Kiah und ain Hirten, woa s' tuat auf einer loangen Trompeten bloasen.» Ich freue mich, daß er unser Alphorn so nett beschreibt; wahrscheinlich hat er irgendwo, irgendwann ein

Bildchen einer Schokoladetafel gesehen. Aber der Stephan weiß noch mehr: «Eier Kenich, des is dear Vilmos Tell, joaa.» Und wie ich lachend erwidere, so ungefähr könnte das stimmen, aber der Wilhelm Tell sei schon sehr lange tot, schüttelt der Stephan mißbilligend über meine Unwissenheit den Kopf: «Na, na, Härr Oberlaidnand irren siach, joaa! Net dear Vilmos Tell is tot, dear Geßla is tot, dear Fallot, joaa! Oaba is goanz guat, doaß ihn hoat derschlag'n der Tell, wail dear Geßla woar ain Slovak, joaa!» Da Stephan dies alles so bestimmt vorbringt, habe ich keine Lust, mich mit ihm um unsern alten Tell zu raufen; so lasse ich ihm denn seinen Glauben. Bis in ein paar Jahren wird er bestimmt behaupten, Vilmos Tell sei ein schwäbischer Ungar gewesen.

Von Budapest sind es fünfundsechzig Kilometer nach Oerkény-Tabor, dem königlich-ungarischen Reitlehrerinstitut. Vier Tage Ruhe in Budapest, die Pferde sind ausgeruht und frisch; kaum vermag Pfeuti den «Tell» zu meistern, und «Franc-Montagnard» an meiner Seite geht scharf in den Handzügel. Feuchtersleben mit Stephan und noch einer Charge gibt uns das Geleite bis vor die Stadt. Der Abschied ist besonders herzlich: «Wirst du mich nicht vergessen, Janosch? Wirst du schreiben? Wirst du wiederkommen im Sommer?» Ich verspreche alles, was er will. Der Abschied zwischen Pfeuti und Stephan ist nicht minder kameradschaftlich: «Särvus! Denk auf den Stephan, joaa! Schreib miar aine Kart'n, joaa!» Wir winken noch lange gegenseitig zurück.

Oerkény-Tabor erinnert an Bruck an der Leitha. Ein weiter, endloser Park von Akazien, einzeln hineingestreut die Stallungen, die riesigen Reitbahnen, die Soldatenbaracken, ein schmuckes Offizierskasino. Die Akazie ist des Ungarn bester Freund. Ohne die Akazie könnte Ungarn nicht leben, seitdem man ihm seine Wälder nahm. Ein schnell wachsender Baum, dessen Aeste das Brennholz, dessen Stämme das Bau- und Wagenholz liefern. Was den Ungarn gänzlich mangelt, haben wir Schweizer im Ueberfluß, nämlich Steine. Ungarn hat auch keine namhaften Gebirge mehr, einige Hügelzüge um Budapest nicht gerechnet. Deshalb hat es Mühe, seine Straßen instand zu halten; nur einige große Durchgangsstraßen eignen sich für den internationalen Automobilverkehr. Die Provinzstraßen jedoch wandeln sich mit den eintretenden Herbstregen in einen einzigen Sumpf.

«Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht ... »

Die zweiunddreißig Kilometer nach Kecskémet, der Stadt der Ziegen, durchtraben wir in knapp drei Stunden. Kecskémet hat 80 000 Einwohner und besitzt riesige Domänen in der Pußta und Wälder. Wir beziehen Quartier beim 1. Honvedhusarenregiment. Oberleutnant Magyar, Ritter von Dömsödi, führt mich im Fiaker zum Bürgermeister in das Stadthaus. Wir sehen das imposante Rathaus, die Sitzungssäle mit prächtigen Reliefs erster ungarischer Künstler, die Archive mit ihren alten Dokumenten aus der Türkenzeit. Dann sind wir Gast der Stadt, die uns nach der Pußta Bugac einlädt. Nach dieser Stadtdomäne führt eine Sekundärbahn, die mehr eine Tertiärbahn sein mag. Sie hat zwei Lokomotiven und zwei Generaldirektoren und täglich zwei Zügli zu zwei Wagen in zwei Richtungen. Die Lokomotivli sehen aus wie ausgediente Plätteneisen und die beiden Generaldirektoren wie pensionierte Diplomaten. Außerdem ist der stellvertretende Bürgermeister da, der Domänenverwalter, der Oberförster, zwei Bankdirektoren, der Erste Bahnhofvorstand der Kopfstation Kecskémet. Fein haben sie das gedeichselt. Die zwei Lokomotivli haben gerade Dienst: eines fährt mit dem Müllwagen, das andere mit dem Zügli. So erhalten wir ein Schienenauto vorgespannt vor einen Güterwagen.

Nichts zu lachen - so möchte ich bis nach China fahren! Ein Ofen ist drin und zwei lange Tische und Bänke. Der Diener der Bürgermeisterei schleppt zwei riesige Körbe herbei mit Weinflaschen und kaltem Fleisch, Fasan und Fisch, alles wohlgewürzt mit seltenen Kräutern. Das vorsintflutliche Schienenauto rattert los, und der Güterwagen schaukelt mit Gepolter dahin. Der Bahnhofvorstand schenkt ein, und wir singen und trinken. Dreißig Kilometer geht's hinaus in die Pußta, nicht allzu schnell, nicht allzu langsam, gerade so eben recht im Tempo. An der Endstation stehen drei Fiaker, die Kutscher mit ihren altungarischen Ueberwürfen. Nun geht's hinein in die Pußta Bugac. Flüchtende Hasen, wenn wir über einer Terrainwelle auftauchen. Mitten durch Pferdeherden, riesige Schafherden, tausend Stück auf einen Hirten, der auf dem Dudelsack quiekt. Plötzlich ist «Chüeri» an der Arbeit; tausend Schafe schlägt er in wilde Flucht: es geht über die Pußta dahin wie die wilde Jagd.

Der ungarische Wald ist gar kein Wald, mehr ein Gestrüpp, daneben junge Aufforstungen. Inmitten dieser Aufforstungen liegt die Försterei. Die Tafel ist schon gedeckt, wie wir eintreten. Es dunkelt. Pußta Bugac hat keine elektrische Kraft, aber einen Kronleuchter mit Kerzen und heimelige Petrollampen und ein riesiges Kaminfeuer. Romantischer ist es nicht auszudenken. Die Magyaren singen, und wir jodeln abwechselungsweise. Der Bahnhofvorstand steigt auf den Tisch und hält eine Rede. Jodeln sei der schönste Gesang, wahre Klassik! Viel zu rasch ist die Zeit der Rückkehr da. Wieder zurück beim Mondenschein durch den jungen Wald hinüber zum kleinen Bahnhof. Im Güterwagen flackert eine Bahnampel. Das Donnern des schlenkernden Wagens sucht unsern Gesang und unsere Jodel zu übertönen. Der Bahnhofvorstand tanzt mit einer Flasche im Wagen herum, und wenn es über eine Weiche geht, schlägt es ihn bald an die linke und bald an die rechte Wand. «Chüeri» schaut höchst verwundert zu und weiß sich alles kaum zu deuten. Die ungarische Gastfreundschaft hat eine gute Tradition; auch die ungarische Fröhlichkeit, obgleich sie seltener geworden sein soll als früher, was aber der ritterliche Ungar seinen Gast nicht merken läßt.

Ein grauer Morgen folgt auf einen strahlenden Tag der Freude. Es regnet. Wir traben fast ohne Unterbruch. In Kiskunfélegyhaza nimmt uns das 3. Bataillon des 7. Honvedinfanterieregiments gastfreundlich auf.

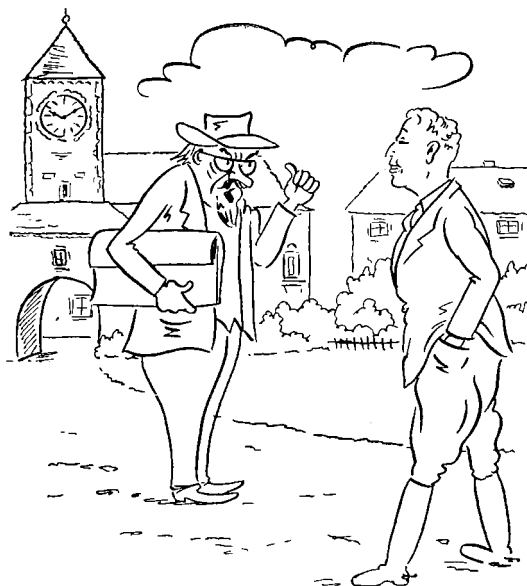
Die ungarischen Schweine sind Sauen besonderer Art, meist schwarz oder dunkelgrau und wollig wie Schafe. Es hat da riesige Exemplare. In Szentes ist gerade Markt. Hier logieren wir mit Roß und Mann beim 2. Honvedhusarenregiment. Gleich nebenan ist Schweinemarkt - etwas für «Chüeri». Max reinigt eben die Karabiner, wie «Chüeri» daherpfeilt und vor ihm in wilder Flucht ein halbes Dutzend dieser schwarzen Sauen. Eine weiß in ihrer Angst und dem Beharrungsgesetz der geraden Linie folgend keinen andern Durchpaß als zwischen Maxens Beinen. Ein gut Stück reitet er mit, bevor es ihn in den Kot schmeißt. Pfeuti muß auf den Bastsattel sitzen vor Lachen, und ringsum lachen die Bauern und die Sautreiber und die Marktweiber.

«Des Menschen Engel ist die Zeit ... »

Nach der Turmuhr zu Totkomlos möchte ich meine Armbanduhr richten. Aber ich bringe es nicht fertig. Es muß früh sieben sein, und die Uhr zeigt zehn Minuten über zehn und schlägt etwas.

Zu mir gesellt sich der Dorfnotar, mit dem ich am Vorabend beim Weine saß: «Geht dieses Uhrr serr swerr su lesen. Uhrmaker, was haben machen letztes Jahr gessund das Uhrr, verwechseln die

Sseigerr. Großes Sseigerr isst jetzt kleines Sseigerr, und kleines Sseigerr ist jetzt großes Sseigerr. ABER großes Sseigerr nicht ganz kleines Sseigerr und kleines Sseigerr nicht ganz großes Sseigerr. Großes Sseigerr gehen viel zehn Minuten, was sollen gehen kleines Sseigerr, und kleines Sseigerr gehen spät halbe Stunde, was soll gehen großes Sseigerr! Wenn großes Sseigerr machen sieben Uhr und kleines Sseigerr machen zehn Uhr, dann sein gerade dreiviertel auf acht Uhr!» Ich bin ganz sturm. Wenn er noch einen einzigen «Sseigerr» hervorbringt, werde ich ihm eine herunterhauen. Solch eine Uhr kann wirklich nur ein Notarius publicus entziffern



Wir traben auf einer guten Straße und kommen rasch vorwärts. Vor dem Abend wollen wir im ungarischen Staatsgestüt von Mezöhegyes sein. So gegen vier Uhr haben wir nach der Karte noch achtzehn Kilometer vor uns, aber eine Abkürzung ist eingezeichnet, die uns sieben Kilometer erspart. Also rin in die Kartoffeln! Wir hätten das nicht tun sollen. Das Sträßchen wird schlechter und schlechter, und unser Mitrailleurkarren furcht tiefe Geleise. Es regnet ausgiebig, und die gute ungarische Ackererde wird zum Schlamm und unser Karren zum Schlitten. Wir spannen den «Tell» dem «Winkelried» vor. Wir pflügen. Wir spannen auch den «Franc-Montagnard» vor und schließlich noch die «Arbalète»: «Hü, Buebe, zäme, Buebe!»

Nach vier Stunden haben wir's geschafft, auf der guten Straße wären wir längst am Ziel. Nur der Max mit seinem schweren Militärrad ist noch weit hinten und stößt und trägt abwechselungsweise sein Stahlroß. Wie er endlich aufrückt, machen wir Rast in einem kleinen Dorfkrug und hafern und nehmen einen kleinen Imbiß.

Wie wir bereitmachen, pflanzt sich ein kleines Männchen mit Knickerbockern und weißen Gamaschen vor mir auf. Erst fragt er etwas auf magyarisch, und wie ich die Achseln zucke: «Woherr kommen? Wohin gehen? Warum Gewehrre? Haben Legitimation? Sofort vorzeigen!» Der kommt mir eben recht: «Wer sind Sie? WO haben Sie Ihre Legitimation? Sofort vorzeigen!» Er macht ein entrüstetes Gesicht: «Sie nicht gehorchen? Ich sein der Notär! Ich werde holen Gendarm!» Wir lachen. Wenn die Saumkolonne auftaucht, dann präsentiert die ganze Gendarmerie Ungarns das Gewehr. Er holt zwei Gendarmen. Wie sie uns erblicken, reißen sie die Hacken zusammen und melden, sie stehen zu

Diensten. Dann erklären sie dem Knickerbocker, er werde sich in Budapest einen Nasenstüber holen; das sei ja der «svaje Föhadnagy», der Schweizer Oberleutnant. Der Notar wird ganz bleich. Er entschuldigt sich und knickerbockert davon. Pfeuti und Max grinsen schadenfroh, und «Chüeri» schaut den weißen Gamaschen mit unbeschreiblicher Verachtung nach. Wir wünschen dem Männchen ein langes Leben und mehr derlei Abfahren - die sind für solche Nervenbündel Medizin. Wir traben hinüber ins größte ungarische Staatsgestüt: nach Mezöhegyes. Hier müssen wir einen Tag zu Gast bleiben. Die Eindrücke sind nachhaltig. Mezöhegyes zählt 30 000 Joch, das sind 55 000 Juchart, also zweitausend gute Berner Heimet ohne ein Aeckerlein nebenaus, alles topfeben und Humus bis zu zwei Meter Tiefe: fruchtbarstes Land. 1400 Pferde, 2200 Kühe, 400 Zugochsen, 5000 Schweine, 3000 Schafe, Hunderte von Eseln. Eigene Zuckerfabrik, Elektrizitätswerk, Mühlen, Molkereien, eine große Brennerei. Dann fünftausend Knechte mit ihren Familien, eigene Schulen, eigene Kirche, riesiger Gutsfriedhof. Aber das Schönste: die Pferdezucht - die berühmten ungarischen Vollblutpferde des Hinterschlages, die Noniuspferde, abstammend von einem Hengst aus der französischen Armee zur Zeit des großen Napoleon. In den letzten Schlachten um Paris im Jahre 1815 von den ungarischen Reitern erbeutet, wurde jener Rapphengst nach dem fernen Ungarn gebracht und ist der Stammvater dieses berühmten Pferdegeschlechts geworden; prächtige Hengste, Mutterstuten zu Hunderten, Füllen jedes Alters. Dazu eine große Viehzucht: langhörniges Steppenvieh, vor allem aber auch Simmentaler Vieh, für dessen Zucht alljährlich Stiere aus der Schweiz importiert werden. Was mag aus diesem Mustergut der Pferdezucht und Landwirtschaft unter dem alles verderbenden Kommunismus geworden sein?

«Ade nun, ihr Lieben, geschieden muß sein..

Du trautes Dombegyhaza mit deinen freundlichen, weißgetünchten Bauernhäusern, mit deinem knietiefen Dreck in der Dorfstraße, mit deinen weißen Gänsescharen und schwarzborstigen Sauen und dem altertümlichen Ziehbrunnen.

Wenn all die Honvedhusaren Teufel sind im Sattel, dann ist dieser Oberleutnant Buday Tibor ein Satan. Er kommandiert die berittenen Grenzjäger, mit affenartiger Geschwindigkeit turnt er in schärfster Gangart auf seinem schneeweißen Vollblutaraber herum. Für unsere Saumkolonne ist ihm nur das Beste gut genug. Das erste Heu schickt er zurück, dem Gutsverwalter fuchelt er unter der Nase herum, weil der Hafer staubig ist. Mich logiert er beim Richter ein. Drei hübsche Töchter, alle mit rabenschwarzem Haar, Trauliche Stube, Lampenschein. Dann geht's nach dem Abendessen ins Dorftheater, zu einer wandernden Operettentruppe. Schmiere, gewiß, aber bezaubernd. Wir sitzen Sperrsitze zu vierzig Rappen, die Richterstöchter, Tibor, «Chüeri» und ich, gleich hinter dem Souffleurkasten, einer alten Makkaronikiste. Köstlich die kleine Bühne in dieser Tenne, mit den stets gleichen Möbeln durch alle fünf Akte, mit spärlichsten Requisiten, und dieser rote Vorhang, der immer nur halb zugeht. Und dieses Publikum - vorn die Prominenten: der Dorfnotar mit Frau und Tochter, der Postmeister, der Gutsverwalter; dann die Bauern, Knechte und Mägde auf den hintersten Stehplätzen. Handlung: Eine verwickelte Liebesgeschichte. Alles wird durch die achtzehnjährige, jugendliche Liebhaberin herausgerissen. Die Gutsknechte ganz hinten haben ihre göttliche Freude. Ueber die Bühne stolziert mühsam, ein seniler, vertrottelter Graf mit Monokel und Zipperlein. So etwas sehen

und ungestraft über einen Talmigrafen lachen zu dürfen, wie sollte dies für fürstliche Gutsknechte nicht ein Vergnügen sein! Mich stört der Souffleur, denn er ist heiser. Den «Chüeri» nicht: unbemerkt schleicht er in den Souffleurkasten. In der Pause muß der Souffleur Hals über Kopf heraus, als Paukist beim Orchester mitzuwirken. «Chüeri» gerät ihm natürlich zwischen die Beine; er heult und bellt, der Souffleur stolpert, und Kasten, «Chüeri» und der Souffleur liegen an einem Haufen. Ein nicht endenwollendes Gelächter, zu dem die Gutsknechte hinten den Baß brüllen.

In Kevermes gesperrte Straße: Honvedinfanterie mit aufgepflanztem Bajonett. Was ist los? Nichts Besonderes: die Infanterie will uns zu Gast. Ich mache dem Oberst leise Einwendungen: die Rumänen haben bereits herübergefunkt. «Sollen Sie warten, lieber Kamerad.» Dann letztes Dorf auf Ungarns gastfreundlichem Boden: Lököshaza. Zollrevision. Plötzlich ein Hallo. Tibor ist uns nachgeeilt mit der Schauspielerin der Schmiere von gestern. Wir sitzen im Buffet aller drei Klassen bei schlechter Beleuchtung und gutem Wein. Der Balkanexpress Bukarest-Paris braust heran, daß das Bahnhofchen erzittert. Zwei Reisende treten hastig ein. Sie möchten den «Temps» lesen, wenn die Kronleuchter von Lököshaza etwas kräftiger wären. Sie schimpfen über das trauliche Petrollicht. Was wissen diese Pullmanreisenden von der Romantik verlorener Nester! Sie gehören da gar nicht hinein. Sie sind ein kalter Luftzug in traulicher Stube. Wir wünschen sie mit ihrem Schimpfen ins Pfefferland.

Durch Nacht und Nebel über einsame Feldwege mit fußtiefem Schlamm und Kot. Max hat längst aufgegeben. Das Rad liegt auf dem Karren, und er hilft säumen. Die Saumkolonne vermag nicht zu folgen. Bei Weggabelungen hänge ich Zeitungsblätter an schwankende Zweige als Richtungsanzeiger, denn ich strebe voraus, dem Grenzposten zu melden. Nach einer Stunde ein Schlagbaum. «Chüeri» ist vorwitzig schon drüben in Rumänien. Ein rumänischer Anruf. «Ici la colonne suisse!» Der Schlagbaum geht hoch. Der Posten tritt ins Gewehr. Eine kleine Wachtstube mit Petrollampe. Es riecht nach Leder, Fußschweiß und dürrer Brot. Ich paffe mit langen Zügen einen allerletzten Schweizer Stumpen, die Saumkolonne abzuwarten.

Rin in die Kartoffeln!

Nebel, Nacht, Sumpf und knietiefer Kot: so beginnt für uns Rumänien. Tief in der Nacht erreichen wir Curtici. Quartiere besorgt ein Gendarm, der mir den Spezialpaß der rumänischen Regierung einhändigt. Die Pferde kommen in ein riesiges Gehöft. Romantische Gestalten mit Petrollichtern und Fackeln umringen uns. Sie sehen in ihren weißen Schaffellen und hohen Lammfellmützen aus wie Riesen der Vorzeit. Wir fühlen uns seltsam bedroht und betreut. Einer dieser Zyklopen möchte «France-Montagnard» streicheln, doch unser Goldfuchs schnaubt und springt beiseite. Der Bauer führt uns in die Stube, Wohn- und Schlafzimmer zugleich. Die Frau und zwei Töchter liegen schon zu Bett. Er heißt sie aufstehen. Sie sind nicht zimperlich, steigen aus den Betten und suchen ihre Kleider zusammen. Aber wie wir die Absicht des Bauern mühsam entziffern, protestieren wir. Er will uns die Betten abtreten. Wir danken mit Händedruck, weigern uns aber bestimmt, die Damen auszulogieren. Wir betten uns zu unsern Pferden ins Stroh.

Strahlende Sonne und endlose Aecker fruchtbarster Erde. Wir traben durch das Banat. Max sitzt ganz oben auf der Oberlast «Franc-Montagnards» wie auf einem Dromedar. Schafferden, Schweinerudel,

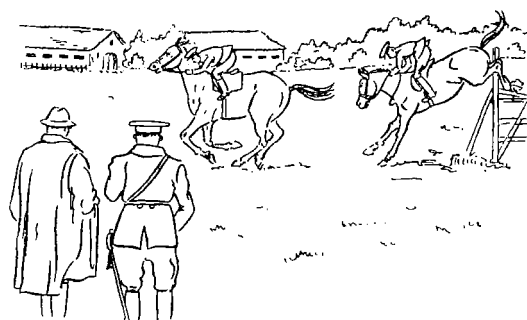
Hirten in weißen Schafpelzen, Zugbrunnen auf weiter Steppe. Die Aecker sind fahrbarer als die Straße. Radfahrer kommen da keine zwei Schritte vorwärts; wie Automobile aussehen, werden wir bald vergessen haben. Zerlumppte Zigeuner mit kleinen, struppigen Pferden vor niedern Planwagen. Schmutzige, fast immer aber sehr schöne Kinder gucken unter der schadhafte Decke hervor; oft auch ein Mädel, das ich aus der Steppe weg engagieren mochte, wenn ich Theaterdirektor wäre. In diesen lumpigen, lotterigen, strohgefüllten Karren fahren unbekannte Schönheitsköniginnen der Steppe. Und dann diese abgerissenen Gestalten auf so winzigen Eselchen, daß sie mit den Sandalen im Kot streifen. Natürlich sind das gar keine Sandalen: irgendein Stück Leder und Lappen drum mit Schnüren gebunden.

Drei Reiter tauchen auf und kommen ventre-à-terre in allerschärfster Gangart durch die Lachen, daß es hoch aufspritzt und Dreckklumpen wie Kindsköpfe gen Himmel fliegen. Sie parieren knapp vor «Arbalète» ihre Hengste: «Vive la Suisse! Hurra, hurra, hurra!» Zwei Sous-Leutnants, kleine, rassige Teufel. Leutnant von Matei aber ist von herkulischer Gestalt. Er reitet einen Vollbluthengst von bestechender Eleganz der Gänge. Wir sind bald in lebhaftester Unterhaltung: halb deutsch, halb französisch, ein Brocken italienisch. Zwanzig Kilometer durchtraben wir in zwei Stunden. Wie wir in den Kasernenhof reiten, spielt die Musik des ersten roten Husarenregiments unsere Nationalhymne und dann einen Kavalleriemarsch. Die Wache steht mit gezogenem Säbel. Der kommandierende Divisionsgeneral, der Brigadegeneral, der Regimentskommandeur, etwa siebenzig Offiziere. Wenn ich diese Namen alle behalten sollte: Constantinescu, Zanoga, Hinescu, Perescu, Operescu!

Mittagessen in der Husarenoffiziersmesse zu Arad. Oberst Plesiano teilt mir Leutnant Matei zu als Verbindungsoffizier. Matei ist längst überfälliger Hauptmannsaspirant: in achtzehn Husarenregimentern wegen seiner Streiche strafversetzt, als Kampfflieger zur Kavallerie zurückgeschickt, weil er nach einer Nacht mit Wein, Weib und Gesang zu Boden vrillte, wobei der Fokkerapparat in Fetzen, Matei nur drei Monate ins Spital kam. Am ersten Abend trinken wir Bruderschaft, am folgenden Tage Blutsbruderschaft «jusqu' à la mort»!

Hundertzwanzig Husaren- und Infanterieoffiziere sitzen auf, uns bis nach Vinga zu geleiten. Siebenzig Artillerieoffiziere erwarten uns außerhalb von Temesvar, und mit diesem stolzen Geleite geht's hinein ins heimelige alte Banatstädtchen.

Temesvar hat die rumänische Offiziersreitschule in seinen Gemarkungen, und in dieser Reitergarnison sind wir zu Gast. Herrliche Pferde gibt es zu sehen, und Oberst Operescu läßt zu unsern Ehren durch die verschiedenen Reitklassen Reprisen nehmen.



Es hat da einen weiten Springgarten, aber das ganze Gelände ist durch den Spätherbstregen zu einem zähklebrigen Morast geworden. Wir stehen oben auf dem hohen Piano-Hindernis, der Herr Oberst, «Chüeri» und ich, wie auf dem Feldherrenhügel und lassen die Züge von je dreißig bis vierzig Reitern vor uns über die Hindernisbahn ziehen, daß Dreckklumpen, so groß wie Kabisköpfe, gegen den Himmel fliegen. «Chüeri» gefällt das ausnehmend, und man möchte glauben, das ganze Reiterdefilee finde wegen ihm statt, so stolz sitzt er oben. Dann geht's ins Offizierskasino, und eilig schreitet der Herr Oberst voran durch fein gewichste Gänge und in einen spiegelglatt glänzenden Salon, und wir haben gar keine Zeit, unsere kotigen Stiefelabsätze abzustreifen, und der «Chüeri» muß auch mit, mit seinen lehmigen Pfoten. Der Herr Oberst winkt nur ab, wie ich mich beim Saloneingang nochmals nach einem Bodenteppich umsehe, den Dreck abzustreifen. Und nun erscheinen auf seinen Wink ein halbes Dutzend Soldaten, sie tragen kleine Schemel herbei und Schuhputzzeug, und mitten im Salon werden unsere Stiefel blitzblank geputzt, neu geschwärzt und tadellos mit Wolllappen gegläntzt. Auch dem «Chüeri» seine Pfoten kommen dran, und im Nu stehen wir alle drei da wie aus dem Druckli genommen, der Herr Oberst, der «Chüeri» und ich. Und nun eilen vier andere Soldaten herein, einer wischt eilig den abgefallenen Lehm zusammen, der andere fährt mit einem Bodenwischelappen über das Parkett und zwei ziehen Blochbürsten eifrig hin und her, und nach zwei Minuten glänzt der Boden wieder wie zuvor, und die Soldaten verschwinden wie die Heintzelmännchen. Nun bietet uns der Herr Oberst Platz an, und der «Chüeri» darf mit in einen Leder-Klubsessel sitzen, und ein Soldat reicht Zigaretten herum, nur der «Chüeri» bekommt keine und will auch keine. Aber wie der Kaffee aufrückt, hält ihm der Herr Oberst eine Handvoll Zucker hin, und «Chüeri» hat nun schon gelernt, daß auch Hunde Zucker schlecken können und nimmt zierlich ein Stückchen um das andere. Er benimmt sich übrigens so manierlich, daß der Herr Oberst seine helle Freude hat, und nachher darf er mit im Fiaker durch das schöne Temesvar fahren. Beim Nachtessen hält der Herr Oberst eine Ansprache. Ich mußte ihm vorher den Namen unseres «Kriegsministers» auf eine Karte schreiben. Nun läßt er «Son Excellence Monsieur le Ministre de guerre de Helvetie Ming» hochleben. Unser Minger Ruedi hätte wahrscheinlich an dieser Verchinesierung seines Namens göttliche Freude. Einen Ruhetag müssen wir in Temesvar verbringen, bevor wir wieder marschieren, den Karpaten zu.

Wie wir weiterziehen, haben wir ein stolzes Geleite zur Stadt hinaus und noch ein ordentlich Stück Weges dahin, dann traben noch drei Offiziere mit uns bis nach Topovolat. Hier übernehmen uns die schwarzen Husaren. Kurz vor Topovolat haben wir an unserm Bagagekarren einen Radbruch, und die Offiziere beordern kurzerhand einen Zigeuner und einen Bauernkarren, um alles aufzuladen, und «Chüeri» tragt neben dem seltsamen Zug her durch den Mondenschein. Romantisch ist solcher Ritt über die endlosen Ebenen des Banat in einer Vollmondnacht.

«Liebe und Trompetenblasen»

Der Notar von Topovolat hat ein großes Nachtessen bestellt in einem Hause außerhalb. Der Pope ist eingeladen und der Schulmeister, und dreißig Offiziere der schwarzen Husaren von Lugoj sind hergeritten, und wir sitzen eng um einen langen Tisch und trinken zum Aperitif Zuika. Zuika ist ein heißer Schnaps mit viel Pfeffer und Paprika drin, es hat da alte Husaren, die trinken ihn wie Wasser.

In diesem Rumänien kann man sich die Zunge verbrennen, man kann auch auf allerlei beißen und muß die Augen zudrücken, um nicht über den Tisch zu spucken; gesalzene Oliven in scharfen Gewürzen, Tomaten und Gurken, teuflisch verpapriziert. Auf riesigen Platten kaltes Fleisch aller Arten, diese Platten sehen aus wie Stachelschweinrücken. In jedes Fleischklößchen ist ein Hölzchen gespießt wie ein Zahnstocher, die Husaren vertilgen eine erstaunliche Menge und die Zahnstocher werfen sie auf den Boden. Den Wein tragen in großen Kannen zwei außerordentlich schöne, schwarzlockige und spitzbrüstige Rutheninnen um den Tisch und können sich zwischen Stuhl und Wand kaum durchdrängen, und die Husaren verdrücken sie fast, wenn sie sie hintenumnehmen, wie bei uns an einem Buuresunntig in Bern die Ruechen aus den Nebenausorten, wenn sie das Großstadtleben genießen. Wir singen und trinken, und da kein anderer Platz ist im Raum, tanzen die zwei schönen Mädchen auf dem Tisch, und die Husaren klatschen den Takt dazu.

Zwei Uhr früh. Hauptmann Popow läßt draußen die Trompeter zum Abmarsch blasen. Beim Aufbruch gibt es ein Getümmel im engen Raum, bis jeder seinen Säbel von der Wand hat und seine Pistolen und bis jeder noch von den Mädchen seinen Abschiedskuß hat. Draußen stehn die beßarabischen Chargen mit den Pferden, die ungeduldig scharren. Die Husaren werfen sich auf ihre Hengste und stieben davon, jeder gefolgt von seiner beßarabischen Ordonnanz. Der Leutnant Solnizaro hat Mühe, auf seinen Schimmel zu klettern, denn dieser steigt und will den andern Pferden nach. Aber wie er oben ist, mit Hilfe seines Soldaten, sitzt er wie angegossen im Sattel.

Herrlicher Mondschein. Endlose Weiten. Die andern sind schon weit voraus und verschwunden. Mit Husaren zu reiten, ist schon allerhand. Mit einem berauschten Husaren durch die Nacht zu jagen, ist ungleich mehr. Dreißig Kilometer in knappen zwei Stunden: nur Galopp, unterbrochen durch Schritt. «Arbalète» stellt sich tapfer und drängt dem Hengst des Husaren nach, aber ich verhalte meinen Rappen zu ruhigem Galopp. Der schwarze Husar hat eine beßarabische Charge. Geht's im Schritt, muß dieser Soldat singen. Schwermütige Lieder und dazu Pferdehufschlag und endlose Felder und ein heller Mond, das ist wahre Reiterromantik. Eine Husarencharge hat dem Offizier zu folgen wie ein Schatten. Wenn Solnizaro plötzlich die Pistole abfeuert, dann heißt das ventre-à-terre gradaus. Er stiebt davon, daß die Steine Funken geben, und der beßarabische Soldat hockt fast vorn auf dem Hals seines Rosses, um zu folgen.

Reitet er wieder ein Stück neben mir, so hat er allerlei zu fragen. Ob wir in Helvetien auch so rassige Weiber hätten und ob sie auch auf dem Tisch tanzten und die Schweizer Husaren auch mit ihnen schlafen gingen. Ich muß lachen: die Schweizer Husaren seien auch so, wenn sie dazu kämen, alle Reiter seien so Draufgänger. Dann komme er auf Urlaub in die Schweiz, Pferde, Frauen, alles andere sei nicht so wichtig, versichert Solnizaro.

Kurz vor Lugoj holen wir die andern Husaren ein, die auf einer Waldwiese auf ihren dampfenden Rossen im Mondlicht halten. Nun geht es im Schritt die letzten zehn Kilometer, und die Husaren singen. Mit der Morgendämmerung reiten wir in die Tore der Husarenkaserne von Lugoi, und die Ordonnanzen werfen sich aus den Sätteln, um ihren Offizieren die Hengste zu halten.

Einsam sind die Wälder der Karpaten, in die wir ziehen, nachdem wir noch bei der Infanterie von Caransebes zu Gast waren. Es schneit leicht, und wo der Wald lichter wird, fegt ein eisiger Wind durch die Blößen und wirbelt den wenigen Schnee wider die Sträucher. In zwei, drei Wochen, wenn

der Schnee hier knietief liegen wird und der Hunger Einzug hält im Wolfsmagen, dürfte es prickelnder sein. So wird es nichts aus dem Abenteuer mit Wölfen, und auch ein Bär, den ich aufstöbern möchte, zeigt sich nicht, nur seine Spuren führen in ein undurchdringliches Gebüsch. Wir traben zurück auf den Weg, «Arbalète», «Chüeri» und ich.

Die Saumkolonne hat schon ordentlich Vorsprung. So benütze ich jeden Streifen Waldwiese zu einem Galopp. Und wie ich mit «Arbalète» über einen kleinen Bach setze, gerät mein Rappe jenseits in ein tückisches Moorloch, geht kopfüber, und ich komme beim Sturz mit dem linken Fuß unter das Pferd liegen. So etwas muß ausgerechnet mir passieren! «Arbalète» springt gleich wieder hoch; ich habe ordentlich Mühe, mich zusammenzurappeln. Unmöglich, auf den Fuß zu stehen; erst glaube ich, er sei gebrochen. Es wird mir alles hübsch rosarot vor den Augen, sogar der dunkle Fichtenwald ringsum. Auch das linke Knie und die linke Hand sind arg verstaucht. Halbseitig gelähmt und auf Stunden ringsum kein Mensch. Wenn ich nur schon wieder im Sattel wäre. Ich hinke zu einem Steinhaufen: so gelingt es mir, an «Arbalète» die ausnahmsweise ruhig stillhält, hochzuturnen. Dann geht's im Schritt dahin, denn auch «Arbalète» schont auf dem linken Vorderhuf. Nach zwei Stunden holen wir die Saumkolonne, die eben am Wegrand abkocht, ein. Kaum bringt mir Pfeuti den Stiefel vom Bein. Für die Weiterreise erklettere ich den Karren; «Arbalète» hinkt hinten nach.

«Du schwarzer Zigeuner»

Die rumänische Gastfreundschaft kennt keine Grenzen. Es schneit, und ein kalter Wind wirbelt die Flocken über den fußtiefen Kot des kleinen Zigeunerdorfes. Wir lagern am Wegrand und kochen ab. Flinke Zigeunermädchen tragen das Wasser vom Ziehbrunnen herüber, zwei alte Zigany Heu für unsere Pferde. Wir besichtigen ihre Strohhütten. Primitiver läßt sich kaum wohnen - ein einziger Raum, der alles birgt: den Zigeuner mit Kind und Kegel und dem wenigen Vieh, meist nur zwei oder drei jener schwarzborstigen Sauen. Die Leute leben nur von Mais; Kartoffeln gelten schon als Luxus, Milch ist eine Sonntagsfreude. Wie wir zu unserm Lagerplatz zurückkehren, haben die Zigeunerhunde hübsch aufgeräumt: das ganze Brot ist weg, die Suppenteller sind spiegelblank ausgeleckt. Wir haben unsere köstliche Freude und werfen den Hunden hin, was wir irgend entbehren können. «Chüeri» macht ein verdrießliches Gesicht. Suppe mag er sonst nie; aber nun geht auch er noch hinter das Tellerlecken, obschon es wirklich nichts mehr zu lecken gibt. Er macht zwischenhinein seiner Eifersucht mit Zähnefletschen Luft, und die Zigeunerhunde fletschen zurück. Die meisten scheinen nur aus Haut und Knochen zu bestehen, und alle sind struppig im Haar.

Tief in der Nacht erreichen wir Strehäia, ein kleines walachisches Städtchen. Nach vielem Suchen finden wir einen Stall und daneben gleich ein kleines Zimmer zu ebener Erde. Zwei Zigeuner gehen mit Pfeuti, Hafer und Heu herbeizuschaffen. Sie kommen lange nicht zurück, und wir sind in Sorge, irgendetwas sei passiert. Aber dann kommen sie angerückt, schwer beladen. Derweil wir unsern Pferden das Lager bereiten und den Stall herrichten, hat «Chüeri» im Hof herum allerlei zu schnüffeln. Plötzlich vermissen wir ihn und rufen. Sonst kommt er immer sofort herbei. Wir rufen und pfeifen in die Nacht hinaus, kein «Chüeri» erscheint. Wir gehen auf die Suche und bedeuten auch den beiden Zigeunern, daß unser «cane» verschwunden sei. So gehen auch sie nach verschiedenen Seiten ab auf die Hundesuche. Pfeuti muß bei den Pferden bleiben, und mehrmals kommt der eine oder andere

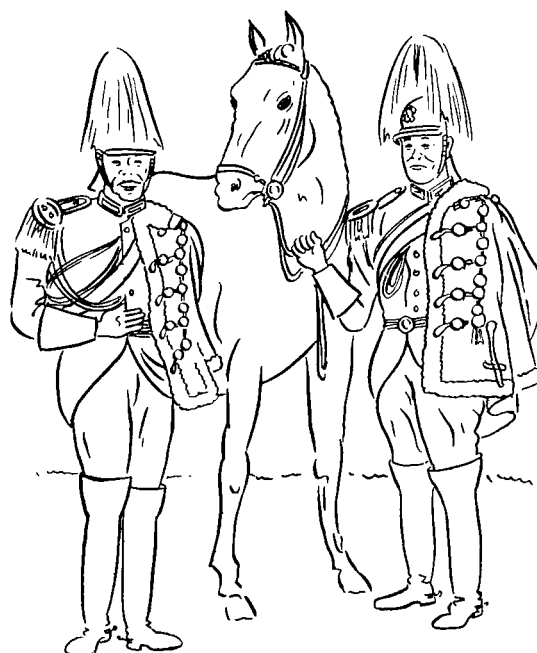
zurück, aber immer ohne unsern «Chüeri». Da endlich hören wir den einen Zigeuner rufen, und ihm voran pfeilt unser «Chüeri» daher und erhebt ein Freudengeheul und springt an mir hoch. Aus dem Kauderwelsch des Zigeuners werde ich kaum klug, erst nach langem verstehe ich, daß irgendein anderer Zigeuner unsern «Chüeri» angelockt und bereits in seinem Karren verstaut haben muß. Unser «Chüeri» mochte ihm im Vergleich zu den mageren Hunden der Walachei als besonders fetter Braten erscheinen, und das Hundestehlen ist für diese Zigeuner der Walachei ein alltäglicher Sport. So wurde denn unser «Chüeri» durch die Spürnase «unseres» Zigeuners von einem schimpflichen Tode errettet. Wir haben eine Wut auf den Hunderäuber und möchten hingehen, ihm eine Tracht Prügel zu verabreichen. Aber unser Zigeuner von Strehaia bedeutet uns, daß der mit seinem Eselskarren schon ordentlich weit weg sei.

Was sagen unsere lieben, schwerblütigen Berner dazu, wenn Infanterieregimenter mit klingendem Spiel vor einer kleinen, kotbespritzten Saumkolonne Parade stehen, wie in diesem schmucken Städtchen Craiova, und wenn das zweite rote rumänische Husarenregiment im Galopp in Front aufrückt, der Oberst seinen Hengst einzügelt, den Pallasch zieht und ruft: «Vive la Suisse!» und fünfhundert Husaren blank ziehen: «Hurra, hurra, hurra!»? Ist das nicht eine Flutwelle von Sympathie, ehrlicher, guter Freundschaft, die irgendwie sich auswirken muß, nicht nur für einen kurzen Tag und für ein kurzes Jahr!

«Adieu, mein kleiner Gardeoffizier ... »

Der rumänische Kriegsminister, der von meiner Blutsbruderschaft mit Matei in Arad hörte, hat diesen beordert, mich bis an die bulgarische Grenze zu begleiten. Mit der Bahn erreicht er mich mit seiner Ordonnanz und zwei Pferden in Rosiori de Vede, und die Freude des Wiedersehens ist groß. Er starrt von Waffen: Dienstpistole, englische Repetierpistole, Dolch und Säbel. Wölfe? Ich muß lachen und glaube nicht mehr daran. Doch Matei läßt sich nicht beirren, jeden Tag, jede Stunde, könne der russische Winter in die rumänische Tiefebene einbrechen und mit dem Schnee kämen die Wölfe. Mehr Wölfe als Hunde in den Dörfern, und das will in diesem Rumänien etwas heißen, wo jeder Bauer sein Rudel Hunde hält. Oft würden Einzelhöfe, aber auch Siedlungen und ganze Dörfer von den Wölfen belagert, und der Kampf mit den Dorfhunden sei für die Bauern Warnung und Schutz. Leutnant Matei ist voller Unternehmungslust. Gerne würde er mich bis nach Bern begleiten, dann bekäme er doch vom schweizerischen Kriegsminister einen Orden. Ich kann ihm da leider gar keine Aussichten machen, und er ist sehr erstaunt und enttäuscht, daß die Schweiz keine Orden ausstellt. Tagelange Märsche über die kotigen Landstraßen, abends immer ein Empfang mit Fest, in Alexandria, wo uns eine Regimentsmusik aufspielt, in Ghimpat, dessen Straßen im winterlichen Kot versinken. Und dann traben wir gegen das Paris des Balkans, gegen Bukarest. Vor der Stadt schwimmt uns eine Limousine durch den Dreck entgegen, der schweizerische Minister de Weck mit Gemahlin kommen zur Begrüßung der Saumkolonne. «Chüeri» setzt aus dem Schlamm gleich ins Auto und auf die Lackschuhe der Frau Minister. Ich schimpfe mit ihm und zerre ihn wieder heraus in den Dreck, aber Frau de Weck will nicht, daß man unserm Entlebucher Sennen deshalb die Leviten liest.

In Bukarest Kantonement bei der berittenen Königsgarde. Unsere vier Rosse stehen neben den acht Rappen der königlichen Karosse. Mich logieren die Gardeoffiziere unweit des Königspalastes im Offizierskasino ein. Ich muß grinsen, wie ich die Aufschrift in meinem Zimmer lese mit den Verhaltensvorschriften für Offiziere. Artikel 1 bestimmt, daß es den Herren Offizieren strikte verboten sei, «cane e donne immoralitae - Hunde und unmoralische Frauenzimmer» aufs Zimmer zu nehmen. Der Autor dieses Kasinoreglements scheint ein Hundefreund trotz allem und ein Frauenverächter gewesen zu sein, der etwas despektierlichen Reihenfolge nach, wie er die vom Besuche ausgeschlossenen Individuen vermerkt. «Chüeri» darf zum erstenmal auf dieser Reise nicht bei mir logieren und kommt in den Stall zu den Königspferden.



Eine «Champagner-Party» bei unserm Minister vereinigt vierzig glänzende Gardeoffiziere mit den Spitzen des Schweizervereins und der Helvetischen Gesellschaft zu Ehren der Saumkolonne Alpen-Bosporus. Der Kommandant der königlichen Garden teilt mir zwei Offiziere der Gardes à cheval zu, die zugleich französische Offiziere mit dem Brevet von St-Cyr sind. Wir feiern Weihnachten in Bukarest, riesige Tannenbäume leuchten mit ihren Kerzen auf den Plätzen.

Ein Telegramm des schweizerischen Generalkonsuls in Sofia mahnt zum Aufbruch, alle Tage könne der Balkan unpassierbar werden. So traben wir in einem Tage die achtundsechzig Kilometer hinunter an die Donau bei Giurgiu. Wir haben ordentlich Mühe, «Chüeri» heil durch die struppigen Dörfer zu bringen, die mehr von Hunden als von Bauern bevölkert scheinen. Matei attackiert mit seinem Hengst diese zahlreichen zähnefletschenden Ungeheuer und ruft auch wohl einem Bauern zornig zu, sie von unserer Kolonne abzuhalten. Die beiden mir zugeteilten Gardeoffiziere reiten mit, gefolgt von ihren Chargen. So sind wir eine ordentliche Reiterabteilung, die durch den flotschenden Dreck dahintrabt. Halbwegs Giurgiu, in einem kleinen Dorf, finden wir die Landstraße gesperrt, die Dorfmusik spielt, der Bürgermeister hält eine Ansprache, und wir müssen zur Mittagsrast seitab in ein altes Landhaus inmitten eines etwas struppigen Parkes mit viel Unterholz. Aber im Gärtnerhaus ist ein großartiges Mittagmahl aufgetischt, über welch unerwarteten Empfang sich sogar die beiden Gardeoffiziere

wundern. Leider haben wir es eilig und sind bald wieder im Sattel, und auf Drängen der beiden andern Offiziere gesteht Matei grinsend, er habe diesen feudalen Empfang organisiert. Er habe von Bukarest aus dem Bürgermeister angerufen, eine hohe Persönlichkeit aus Helvetia werde das Dorf unter Eskorte von Gardeoffizieren etwa gegen Mittag erreichen und er solle für einen würdigen Empfang mit entsprechender Tafel sorgen.



Noch einen letzten Abend in Giurgiu im herrlichen Rumänien. «Il nous faut des dames on dansera toute la nuit - Frauen müssen her, wir wollen die ganze Nacht tanzen!» erklärt Leutnant Matei übermütig beim Nachtessen, und da auch die beiden Gardeoffiziere dieser Meinung sind, bin ich überstimmt und habe mich zu fügen, obgleich mir einige Stunden Schlaf besser täten. Matei wird ganz elegisch, wie er mir die Gefahren schildert, denen wir entgegengehen. Bulgarien sei ein wildes Land, Räuber überall und Halsabschneider. Ich muß lachen. Nicht ganz so strub, aber ähnlich, haben mir die ungarischen Offiziere die Rumänen geschildert.

«Ich ging a mal bei der Nacht ... »

Der Abschied von Matei und den beiden Gardeoffizieren des Königs Carol früh am andern Morgen ist herzlich, nachdem wir doch noch zwei Stunden geschlafen. Ein Schleppboot schaukelt auf der Donau bei Giurgiu. Wir führen unsere vier Rosse über die Landungsbrücke. Ein kleiner Dampfschlepper führt uns schräg flußaufwärts, wo im Nebel die Türme von Rustschuk auftauchen. Wir halten Wache hinter den Pferden: wenn eines nur zwei Schritte zurückträte, müßte es in die Donau stürzen. Das Schleppboot hat keine Brüstung.

Am Quai von Rustschuk winken die Bulgaren. Offiziere des fünften bulizarischen Infanterieregiments führen uns in die Kaserne. Der bulgarische Oberst veranstaltet zu unsern Ehren einen großen Ball, zu dem die Regimentsmusik aufspielt. So lustig geht es nicht zu wie in Rumänien, die Bulgaren sind ein viel ernsterer Schlag. Zum Ball holt mich ein Offizier ab mit einem Fiaker. Malerisch sind diese bulgarischen Gespanne, prächtig aufgeschirrt mit kupferbeschlagenen Kummeten und Lederzeug die

kleinen, flinken Kosakenpferdchen, stolz die betreßten Kutscher mit mächtigem Schnurrbart auf dem Bock und reich mit grellen Farben bemalt das Gefährt. «Chüeri» darf mitfahren und sitzt wieder einmal stolz auf dem Polster und mustert die alten Gassen von Rustschuk, durch die wir bei einer spärlichen Straßenbeleuchtung eilig dahingleiten. Frühere Erfahrungen veranlassen mich, den Offizier zu bitten, an einem Tisch gleich neben einer Säule Platz zu nehmen, damit ich den «Chüeri» an diese solide Säule binden kann, denn ich möchte nicht, daß er plötzlich mitten durch die Tanzenden stolche und gar dem dicken, martialisch aussehenden, schnurrbärtigen Bulgarenobersten zwischen die Beine fahre.

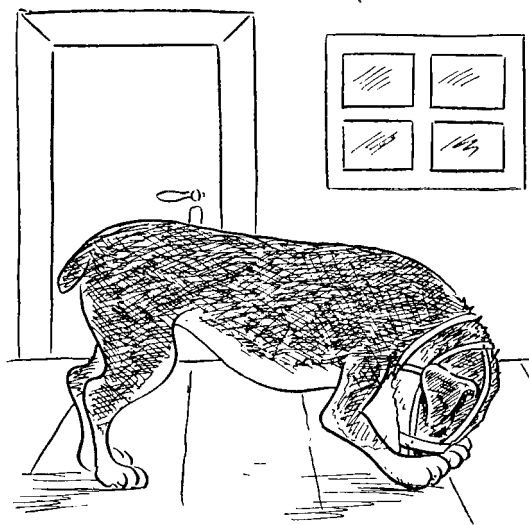
Wir traben oft von der Nacht in die Nacht. «Il faut avoir le courage de nuit.» Nach diesem napoleonischen Leitsatz haben wir uns um so mehr zu richten, als wir den Endspurt mit dem Winter halten, über die Berge des Balkans zu kommen. Wir traben auch aus dem Nebel in den Nebel, und die bulgarischen Dörfer liegen meist so weit auseinander, daß uns scheint, wir trabten in das endlose Nichts. Hart ringt der bulgarische Bauer in dieser walddreichen Gegend einem oft kargen Boden seine Früchte ab. Hart und holperig sind meist die Straßen: uraltes Steinpflaster mit tief ausgetretenen Löchern und tiefen Fahrinnen, die unsern Mitrailleurkarren samt dem Max gehörig schütteln und rütteln. Hügelauf, hügelab durch ein Land eigenartiger Romantik: knorrige Eichenbestände, unter denen Hirten mit dem Dudelsack ihren Schafkoppeln ein Lied quieken; dann wieder Ebenen, auf denen zu Hunderten die schwarzen, tiefhörnigen Büffel weiden, und Buchen- und Eichenwälder und stundenweite Fichtenwälder, die ihre Geheimnisse in finstern Schluchten bergen. Es gibt in Bulgarien noch viele rein türkische Dörfer: wie dieses malerische Bergnest Bjala mit seinen niedrigen Türkenhäusern mit den hölzernen Lauben, seiner kleinen Moschee mit dem schlanken Minarett, mit seinen Türkenfrauen unten am Bach. Die Türken hierzulande hängen noch an ihren alten Sitten und Gebräuchen; sie kümmern sich wenig um die Reformgesetze Kemal Paschas. Die Männer tragen noch den Fez und die Frauen den Schleier oder Halbschleier. Und dann die bulgarischen Bergdörfchen, in denen man noch den Schädel eines Pferdes auf dem Gartenzaun sehen kann als Abwehr gegen die bösen Geister, die sich nach altem Volksglauben auf diesen Schädel setzen, um zu rasten, und die dann das Haus unbehelligt lassen.

In der Silvesternacht erreichen wir Tirnovo, die alte Hauptstadt Bulgariens, eine Bergstadt, die an Perugia erinnert. Hier wollen wir am Neujahrstag beim zweiten bulgarischen Dragonerregiment Rast halten. Ein Dragonerhauptmann weist uns die Stallungen und stellt mir den Regimentsfiaker zur Verfügung. Durch die altersgrauen Gassen zieht schneidig eine Regimentsmusik. Viel Volk begleitet sie. Ihrem flotten Militär verdanken die Bulgaren den Ruf, die Preußen des Balkans zu sein.

Irgendwo hat «Chüeri» Flöhe aufgelesen. Wir decken ihn nachts mit zwei Pferdedecken zu, denn dieses Ungeziefer scheut die Ausdünstung der Pferde, niemals wird man finden, daß Pferdeburken oder Pferdeknecchte Flöhe haben. Ich melde «Chüeris» Malheur dem Dagonerhauptmann und wünsche den Veterinär. Er lacht und meint, alle Hunde hätten Flöhe. Aber er schickt mir den Regimentstierarzt, einen ältern Herrn, der in Wien studierte und gebrochen Deutsch spricht. Er salbt unsern Entlebucher mit einer Lausesalbe ein und gibt ihm einen Maulkorb, damit er die Salbe nicht wegschlecken kann.

Unserm «Chüeri» paßt natürlich dieser Maulkorb nicht, als guter Demokrat versucht er immer wieder, ihn mit den Pfoten abzustreifen. Am zweiten Abend kommt der Doktor Eisenbart nachsehen und

scheint von der Kur sehr befriedigt zu sein. Er reicht mir noch eine Dose von der Salbe: «Fiar späta, wanns wieda so Viachr merken solltn.» Er ist auch einverstanden damit, daß wir den Maulkorb am Morgen beim Aufbruch unserm «Chüeri» wegnehmen.



Dieses Wegnehmen des Maulkorbes ist nun für «Chüeri» ein Freudenfest. Nicht genug kann er danken und dies bezeugen, durch Hochspringen und Lecken und Bellen. Wir traben gegen Gabrovo, einer kleinen Industriestadt am Fuße des Balkans. Der Einladung des Bürgermeisters, einige Tage zu bleiben, können wir nicht Folge geben, denn wir wollen nun den Balkan hinter uns bringen, jeden Tag kann der lange hinauszögernde Winter hereinbrechen. Früh am andern Tage brechen wir auf. Es ist kalt, und die Straße ist stellenweise vereist. Wir wollen gleich in einem Zuge über den Schipkapaß. Außerhalb Gabrovo geht's erst durch niedrigen Eichenwald, und unter den Bäumen streift ein großes Rudel schwarzer Sauen. Wahrscheinlich ein Hirte, der sie auf den Markt treibt und hier über Nacht geschlafen hat, denn er liegt an einem Stamm, zugedeckt bis über die Ohren mit Schaffellen. «Chüeri» schleicht sich zu dem Sauhirten und schnuppert an ihm herum, und plötzlich nimmt er etwas am Boden auf mit seiner Schnauze und kommt damit herangefeuert. Erst sehen wir nicht, was er da dem schlafenden Sauhirten gemaust hat, dann, wie er triumphierend anlangt, bemerken wir, daß es des Hirten Dudelsack ist. Schnell bin ich vom Pferd herab, und «Chüeri» muß den Dudelsack widerwillig hergeben. So viel ich verstehe, hat's dem Dudelsack nichts geschadet, wenigstens bemerke ich kein Loch in der Haut. So trage ich ihn zurück zum Hirten, und da er so fest schläft, will ich ihn nicht wecken. Dem «Chüeri» aber halte ich ernsthaft eine Strafpredigt, eine nutzlose wohl, wie immer.

Wir ziehen aus dem Nebel der waldreichen Täler hinauf in strahlende Sonne, in vielen Kehren bald über Wiesen, bald durch tiefe Wälder. Schattenhalb ist die Straße vereist; wir müssen den Pferden neue, scharfe Stollen einsetzen. Herrlich weitet sich, je höher wir emporstreben, der Blick über die zahllosen Bergzüge des Balkans. Einsam ist es hier. Ganz weit unten bleiben die letzten Bergdörfchen zurück, kein Haus auf diesem Zweiundzwanzig-Kilometer-Marsch zur Paßhöhe. Nach fünf Stunden sind wir oben und angenehm überrascht. Unweit des Denkmals an die Schlacht am Schipkapaß zwischen Russen und Türken steht ein kleines Hospiz, wenn man diese Bretterbude so

nennen darf. Wir hafern, und Max packt die Lenzburger Konserven aus der Kochkiste, einen gutbernischen «Surchabis» zu bereiten.

In vielen Kehren geht's hinunter nach Südbulgarien. Es ist der 4. Januar 1936, und die schweizerische Saumkolonne hat das Rennen mit dem russischen Winter gewonnen. War die Nordstraße gut, so ist die Südhangstraße im oberen Teil denkbar schlecht. Wir steigen, die Pferde am Zügel führend, zu Tal. Oft wird der Abstieg zur Kletterei, denn wir marschieren meist neben der Straße, dem knietiefen Kot auszuweichen. Ueber ein ausgewaschenes Bord schlittere ich mit «Arbalète» und «Franc-Montagnard» hinab und höre gleich Pfeuti rufen. Der Mitrailleurkarren ist umgekippt und hat sich in einer Runse festgeklemmt. Wir denken schon daran, im sinkenden Abend die ganze Last abzuladen - da kommen drei bulgarische Muselmänner und helfen uns, den Karren wieder auf die Räder und auf die Straße zu stellen.

«Die Rosen, sie blühen im Tale ... »

Es ist bereits Nacht, wie wir am Fuße des Balkans anlangen und durch das Dorf Schipka ziehen. In zwei Stunden Trab geht es noch über die Talebene hinüber in die Rosenstadt von Casanlik, das «europäische Güllistan». Wir haben den schrecklichen Balkan hinter uns und den Winter, und hier wehen die linden Lüfte eines frühen Frühlings des Orients. Casanlik ist die Rosenstadt von Bulgarien. Weite Rosenplantagen bedecken die ganze, breite Talsohle und klettern an den Südhängen des Balkans hin. Hier wird wohl das köstlichste Parfüm der Welt gewonnen. Dreitausendzweihundert Kilo Rosenblätter braucht es zu einem Kilogramm Rosenöl, das aber so kostbar ist, daß es fast nur tropfenweise in niedlichen Glasröhrchen verkauft wird. Jetzt sind wir noch sechs Wochen zu früh zur ersten Rosenernte. Mitte Februar beginnt sie. Mit dem ersten Sonnenstrahl müssen die Rosen gepflückt sein, dann wird die Ernte unterbrochen bis zur nächsten Mitternachtsstunde. Nun rücken die Rosenmädchen von Casanlik aus in die Plantagen und pflücken eilig und füllen ihre Körbe. Heute aber verwöhnen sie unsern «Chüeri», und jede will einige Tropfen von dem kostbaren Oel daran verwenden, unsern Entlebucher zum duftendsten Hund der Weltgeschichte zu machen. Noch zwei Wochen nachher, nach Regen und Sturm, riecht «Chüeris» Fell nach Rosen.

In Stara Zagora hält uns der Bürgermeister zu Gast. Die Bulgaren halten uns meist für Russen. Das machen unsere hohen Pelzmützen. «Russki! Russki!» hören wir immer wieder flüstern. Auch beim Bürgermeister habe ich alle Mühe, ihm klarzumachen, wir seien «Svizarsky».

«Ah, Germaniae? »

«No, Svizarsky!»

«Ah, Svizarsky, Svizarsky! Skandinaviae?»

«No Skandinaviae - Elvetiae!»

Nun ist er ganz sturm und nickt nur noch. Und an der Tafel hält er richtig eine Ansprache und läßt den König Gustav hochleben, und alle Skandinavier seien große Sportsleute, die ersten Sportsleute der Welt. Wir haben nichts dagegen und lassen der Rede freien Lauf, um so mehr, als uns der alte Herr in Stockholm als gern gesehener Gast der Schweiz durchaus sympathisch ist und alle Schweden nicht minder.

In einem Tagesmarsch die siebenzig Kilometer hinunter nach Harmanlit. Es ist der 7. Januar, und die Bulgaren feiern ihre Weihnachten. So können wir denn, nachdem wir Weihnachten und Neujahr bereits in Bukarest und Tirnovo mitmachten, nochmals von vorne beginnen. Uns kommt dies sonderbar vor. Wie anders wünschen wir Weihnachten mit Schnee und Eis und dem lichterstrahlenden Tannenbaum in traulicher, warmer Stube hinter glitzernden Eisblumen an den Fenstern! Hier aber in diesem weiten Thrazien schmückt sich die Natur mit ihrem Frühlingskleid, jung und alt tummelt sich in einer warmen Sonne im Freien, an den Büschen und Bäumen sproßt ein zartes Grün erster Blätter und im jungen Gras der Flor der Frühlingsblumen. Jeder Bauer, jeder ärmste Zigeuner schlachtet zu Weihnachten ein Schwein. Die Tiere werden vor dem Hause zerteilt und mit Salz und Pfeffer in Fässer und Kisten eingepökelt. Daneben schwelt ein Holzfeuer, und gewisse Leckerbissen werden gleich am Spieß gebraten. Dazu wird aus alten, köstlich verzierten tönernen Krügen ein herber Wein getrunken. Jeder Bauer möchte uns zu Gast. Würden wir dieser traditionellen Gastfreundschaft immer Folge leisten, müßten wir riesige Räusche schon aus dem ersten Dorfe tragen. Wenn unsere Saumkolonne auftaucht, eilen die Bauern mit den Bratspießen herbei und die Mädchen in malerischer Tracht mit den gefüllten Weinkrügen und sind sehr enttäuscht, wenn wir aus Höflichkeit nur ein wenig am Rande nippen - sahen sie uns doch eben beim Nachbarn einen ordentlichen Schluck trinken. «Chüeri» ist bald so vollgestopft mit all den Leckerbissen, daß er nur noch verächtlich grinst, wenn ihm eine Bäuerin ein saftiges Schweinsohr hinhält. Sehr angenehm ist der thrazische Brauch des Handkusses, wenn auch umgekehrt wie das wienerische «Küß' die Hand», nämlich: reicht uns ein bulgarisches Bauernmädchen in malerischer Tracht den Weinkrug hinauf zu einem Bügeltrunk, so küßt sie uns im Moment, da wir den Henkel ergreifen, die Hand. Wie würde das auch bei uns den Weinabsatz fördern!

Ein Mondscheinritt durch Thrazien, das ist auch Romantik: wellenförmige Felder und Steppen und weite Strecken dornigen Gestrüpps. Bulgarien galt zu allen Zeiten als ein «fetter Brocken»; es gibt da Ackergebiete mit bestem Humus bis zu vier Meter Tiefe.

Am Weihnachtsabend dieses 7. Januar langten wir aus vorgenannten Gründen spät in Harmanlit an. Wir werden von einem Detachement des neunten bulgarischen Dragonerregiments zu Gast geladen, wenigstens unsere vier Rosse. Nach den Friedensverträgen darf Bulgarien innert einer Zone von fünfzig Kilometer diesseits seiner Grenzen weder Kavallerie noch Artillerie haben. Doch seien ja nun diese Friedensverträge schon ordentlich alt und morsch, erklärt uns lächelnd der Dragonerhauptmann, der uns führt. Die Bulgaren sind wohl ausgezeichnete Soldaten, jedoch von Pferdepflege scheinen diese Rauhebeine nichts zu verstehen. Wir haben immer große Mühe, auch bei den Garnisonen, für unsere Pferde Streue zu bekommen. Die bulgarischen Pferde können ihre müden Glieder nie auf Stroh betten, und auch dieser Dragonerhauptmann schüttelt verständnislos den Kopf, wie ich Streue verlange, so viel Streue, daß die Dragoner mich ganz vorwurfsvoll anglotzen, wenn ich sie immer wieder schicke, noch einige Bündel herbeizuschleppen. Dabei sind die Stallungen meist mit einem alten, unausgeglichene Steinpflaster belegt; man muß schon ordentlich Stroh aufschütten, um all diese Unebenheiten einigermaßen erträglich zu machen. Allerdings behauptet unser Hauptmann, sie härten damit ihre Armeepferde absichtlich ab. Im Felde sei es auch nicht immer möglich, Stallungen und Streue zu finden. Man müsse die Tiere gewöhnen, auch bei schlechtem Wetter im Freien zu übernachten. Ich stehe allerdings derartigen Abhärtungsmethoden skeptisch gegenüber. Ein

wohlgepflegtes und ausgeruhtes Tier muß doch wohl leistungsfähiger und ausdauernder im Dienste sein als eines, das jahraus, jahrein während der Ruhezeit auf seinen müden Beinen auszuharren hat. Selten ist in Bulgarien Hafer zu bekommen. Wir müssen meist Gerste füttern. Zwar fressen die Pferde Gerste sehr gern, sie macht aber schlapp und fett. Einzig der Hafer ist und bleibt die beste Pferdenahrung. In ihm wohnen das Feuer, der Mut und die Kraft der Rosse. Anhaltende Gerstefütterung hat zudem den Nachteil, die Pferde bei geringster Kraftanstrengung in übermäßigen Schweiß zu bringen, für die Anforderungen eines Distanzrittes durch zehn Staaten also besonders ungeeignet.

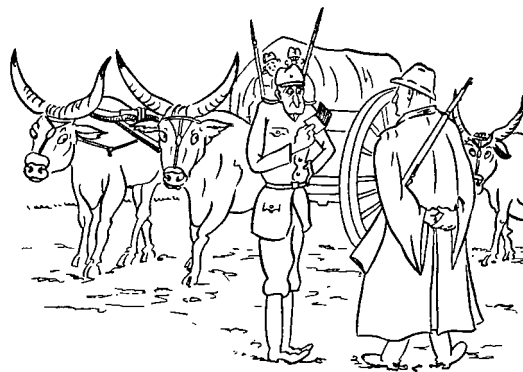
Wir traben gegen Svilengrad: letztes bulgarisches Dorf, nur wenige Häuser aus Stein, alle andern aus Maisstroh und Schilf. Der Kommandant von Svilengrad ist ein bulgarischer Infanteriehauptmann. Hier geht's uns ähnlich wie im letzten ungarischen Dorf: der Bulgare will uns nicht über die türkische Grenze ziehen lassen, bevor wir nicht Gäste seiner Kompagnie gewesen, bevor wir nicht mit den Dorfeinwohnern den Nationalreigen tanzten. Uebrigens eine anstrengende Sache, dieser Nationalreigen. Alles strömt nach dem Mittagessen auf dem riesigen, freien Dorfplatz zusammen: alt und jung, Bauern und Bäuerinnen und Lehrer und Lehrerin mit den Schulkindern, die Kompagnieoffiziere und die dienstfreien Soldaten. Zwei Dudelsackpfeifer rücken auf, und nach ihrer quietschenden Weise wird getanzt, mehr geturnt als getanzt. In einem riesigen Reigen halten sich alle obenein, dann Tanzschritte rechts, Tanzschritte links, tiefe Kniebeuge, Beinschwingen links und rechts. Eine geschlagene Stunde dauert das Vergnügen, und ordentlich müde gehen wir zu unsern angekoppelten Pferden, die Marschbereitschaft zu erstellen.

Das Anerbieten des bulgarischen Hauptmanns, uns zum türkischen Posten hinüber zu geleiten, nehme ich gerne an. So läßt er seinen Schimmel satteln, und wir traben durch den drei Kilometer breiten Streifen Niemandsland in der Richtung auf einen sanftgewellten Hügel, von dem weithin leuchtend die rote Fahne weht mit Halbmond und Stern. Hier berühren sich drei Staaten: Bulgarien, die Türkei und Griechenland. Alle haben ihre Grenzposten etwas zurückgenommen zwecks Vermeidung von Zwischenfällen. So entstand auch hier dieser breite Streifen Niemandsland, den nur die Bauern, die ihre Felder hier liegen haben, betreten dürfen.

«Hinten, weit in der Türkei ... »

Ein kleiner türkischer Unterleutnant empfängt uns kameradschaftlich und läßt durch einen Soldaten gleich von jenem weltbekannten, stark gesüßten türkischen Kaffee auftragen und bietet uns Zigaretten an mit dem Halbmond und Stern. Der bulgarische Hauptmann amtiert als Dolmetscher. Die drei Grenzkommandanten dreier Länder, die sich misstrauisch und feindlich gegenüberstehen, sind vernünftiger und halten gute Kameradschaft. Fast alle Abende sind sie abwechselnd gegenseitig zu Gast, denn langsam streichen die Stunden auf diesen weltabgeschiedenen Posten vorüber. Der türkische Kamerad macht mir den Vorschlag, uns bis nach Adrianopel zu begleiten, was ich gerne annehme, um so mehr, als unser Weg exakt vorgeschrieben ist und durch die Militärzone führt. Er spricht auch den Wunsch aus, reiten zu dürfen. So gebe ich «Arbalète» an Korporal Pfeuti ab und dem Türken den «Tell». Ich selbst setze mich aufs Rad, Max auf den Karren. Ein früher Abend bricht herein, wie wir uns vom letzten bulgarischen Kameraden freundschaftlich verabschieden; der

Hauptmann galoppiert zurück nach dem Niemandsland und winkt noch mehrmals zurück. Wir marschieren auf einer guten Straße, und bald rückt der Mond aus dem Dunst, und eine herrliche, klare Orientnacht besät den Himmel mit Millionen Sternen. Die Straße führt sanft abwärts. So lasse ich meinem Militärrad freien Lauf und habe bald einige Kilometer Vorsprung, da die Saumkolonne meist im Schritt reitet. Hügeliges, kahles Gelände, oft ein Sumpf, in dem sich der volle Mond spiegelt, und in dessen stillen Wassern viele tausend Frösche quaken. Plötzlich, nach einer Kurve, einige hundert Schritt vor mir eine Kolonne von Büffelgespannen: wahrscheinlich Bauern, die vom Markte von Adrianopel heimkehren. Ich setze meine Klingel in Bewegung, mir Durchpaß zu verschaffen. Ein Zuruf halts mir entgegen, und plötzlich stoppe ich scharf ab. Gottlob haben eidgenössische Militärfahrräder zuverlässige Bremsen, sonst wäre ich jetzt rettungslos in sechs türkische Bajonette gerannt, die mir entgegengehalten werden und die ganze Straße sperren. Bauern sind das also nicht, eine anatolische Büffeltrainkolonne vielmehr: schwere, schwarze, langhornige Büffel im Joch und ein Dutzend Trainsoldaten. Ein baum langer Onbaschi (Korporal) fuchtelt aufgeregt mit seinem Gewehr. Ich verstehe natürlich kein Wort, sondern zucke nur die Achseln. Dann weise ich meinen Spezialpaß der Regierung von Ankara vor. Aber der anatolische Trainchef hat wahrscheinlich seiner Lebtag nie ein Schulzimmer unsicher gemacht. Er hält den Ausweis verkehrt in den Händen.



Seine Traingelos schauen ihm interessiert über die Schultern und werden aus dem Schreiben ebenso wenig klug. Diese Büffeltrainkolonne scheint eine ausgesprochene Analphabetenkolonne zu sein. Sie beraten eifrig, und dann beschließt der lange Kerl, der ohnedies ausschaut wie ein pensionierter Kindlifresser, mich zu verhaften. Er deutet energisch nach meinem Karabiner. Die schweizerische Saumkolonne kann mit der türkischen Republik keinen Krieg beginnen. So gebe ich ihm denn meinen Karabiner. Er riegelt am Verschuß herum, wogegen ich sehr energisch auf berndeutsch protestiere: «La das Züg la si, du Doggu; süsch springt's dr a Gring!» Berndeutsch versteht man selbst in Anatolien, wenn entsprechende Handbewegungen diesem Verständnis nachhelfen. Der Onbaschi hängt den Karabiner über und deutet dann gebieterisch den Weg zurück, den ich gekommen: Hai, hail! Also gehen wir: ich mit dem Fahrrad und dem «Chüeri» voran, hinter mir der Onbaschi und die sechs aufgepflanzten Bajonette, dann die anatolische Büffelkolonne. Mit türkischen Bajonetten im Rücken ist ein kitzliges Marschieren. Erst ärgere ich mich, wieder rückwärts zu müssen; dann habe ich eine göttliche Freude, denn wann je in der Weltgeschichte wäre es vorgekommen und wann je wieder böte sich die Möglichkeit, daß eine türkische Trainkolonne eine schweizerische Saumkolonne gefangen nähme? Allzu lange wird dieses Intermezzo ohnehin nicht dauern. Wir marschieren durch herrliche

Mondlandschaft - ganz gemächlich, denn anatolische Büffeltrains haben es nicht allzu eilig. Den Onbaschi überkommt wahrscheinlich so etwas wie ein menschliches Rühren, er rückt neben mich und fragt viel, und ich weiß nichts, weil ich kein Wort von diesem Kauderwelsch verstehe. Andererseits kann ich ihm auf gut berndeutsch meine Meinung sagen, ohne daß er in seiner korporalen Würde durch meine Kraftausdrücke verletzt würde. Nicht einmal die aufrichtige Versicherung, er sei der «dümmscht Cheib», bringt ihn in Harnisch. Endlich hören wir Pferdegetrampel: das kann nur die Saumkolonne sein. «Chüeri» flitzt ihr schon entgegen, und ich höre Pfeutis Stimme, und gleich darauf rücken sie an. Der Onbaschi ist höchst verwundert und erklärt mit einer seiner weit ausholenden, energischen Gebärden die gesamte Saumkolonne kriegsgefangen. Dem Pfeuti bedeutet er unmißverständlich, abzusetzen. Doch da trabt auch unser türkischer Leutnant auf dem «Tell» heran und ist gleich im Bild. Gerade nach einer Belobigung klingt es nicht, was er dem höchst erschrockenen Onbaschi eröffnet. Mit einer türkischen Leutnantsmütze im Hintergrund kehrt auch unser Selbstbewußtsein rasch zurück: «Gib dä Karabiner ume, du Traliwatsch!» Nicht eilig genug kann er ihn von der Schulter reißen und aushändigen, dabei immer wieder die Hacken zusammennehmend und salutierend. Der Unterleutnant entschuldigt sich mehrmals in gebrochenem Englisch bei mir, dann marschieren wir zu, und auch die anatolische Büffelkolonne entschwindet mit ihrem diensteifrigen Onbaschi. Bald geht's über eine hochgewölbte Brücke, alte niedrige Holzhäuser zu Seiten der Straße, und im silbernen Licht des Mondes liegt mit Moscheen, Kuppeln und schlanken Minaretten eine Stadt aus tausendundeiner Nacht, eine sterbende Stadt: Adrianopel.

Am nächsten Morgen stört mich eine krächzende Stimme aus tiefem Schlaf: «La ilah-y-iff allah» - «Es gibt keinen Gott außer Gott.» Es ist der Imam der kleinen Moschee, der sein Morgengebet vom schmalen Rundgang des Minaretts singt, die Gläubigen zum Gebet auffordernd. So kleide auch ich mich an. Welch eine Enttäuschung, dieses Adrianopel, das uns gestern nacht beim Einzug im Licht des Mondes wie eine sagemumwobene Märchenstadt erschien! Schmutzig die Gassen, verlottert die düstern Häuser, eine lumpige Bevölkerung, verwahrloste Kinder, Bettler an allen Ecken, die meisten Moscheen zerfallen, verrottet diese finstern Basare und Läden, die kunterbunt ihre Waren feilbieten: Wabenhonig, Ziegenkäse und Wagenschmiere auf einem Brett. Adrianopel ist eine sterbende Stadt. Vor dem Kriege 140 000 Einwohner zählend, hat es heute noch knappe 19 000. Jedes vierte, fünfte Haus nur ist bewohnt, und meist nicht einmal voll bewohnt. Fast alle Bauten noch aus Holz: alttürkische Häuser, vielfach noch mit den vergitterten Haremsfenstern, hinter denen die Frauen der Moslemin während eines Jahrtausends ihr gleichförmiges Leben Stunde um Stunde und Tag um Tag und Jahr um Jahr abrollen sahen.

Auch unser Hotel ist ein Holzbau: uralte Wandbekleidungen aus wurmstichigem Getäfel. Als uns der Hotelier die Zimmer anwies, warnte er uns, Feuer zu machen wegen der «punaises», jener allerliebsten, winzigen Tierchen, die der Schrecken aller Orientreisenden sind. Und als ich ihn belustigt ansah, meinte er, jetzt seien die Wanzen noch im Holz drin, aber sobald man einheizt, glaubten sie, es sei Frühjahr, und kröchen hervor. Wenn einem nun das der Gasthofbesitzer selbst erzählt, so darf man es wohl glauben, denn welches Interesse hätte er, sein Unternehmen schlechter hinzustellen als es ist? Nur Max mit seiner Rekrutennaseweisheit glaubte nicht an diese Wanzen. Das sei wohl blinder Alarm, wie mit den Wölfen am Schipkapaß.

Und nun, wie sie frühmorgens aus den Federn kriechen, haben Korporal und Rekrut ihre Erfahrungen hinter sich und allerlei zu klagen, obschon es wohl nur ein Vorpostengeplänkel war, das diese «punaises» der schweizerischen Saumkolonne lieferten.

Ein Dolmetscher meldet sich, und ich nehme seine Dienste gerne in Anspruch, da ich noch Paßangelegenheiten zu erledigen habe. Auf dem Polizeikommissariat treffe ich eine junge Wienerin, die mich um Hilfe bittet. Seit zwei Tagen sei sie verhaftet und wisse nicht warum. Der Dolmetscher warnt: «Il ne faut plus parler avec cette femme», und wie ich ihm erkläre, daß dies meine Sache sei, macht er mich auf die Folgen aufmerksam: ich mache mich selbst verdächtig, die Polizeioffiziere tuschelten bereits miteinander. Mögen sie tuscheln: ich verspreche der Wienerin, ihr nach Möglichkeit beizustehen. Diese Türken werden mich nicht mit Haut und Haar verzehren. Ich frage nach einem Konsul.

In Adrianopel gibt es vier Konsulate. Der Engländer ist das ganze Jahr in Stambul, der Franzose gerade sechs Monate auf Urlaub, der Italiener nicht anzutreffen. Bleibt der Bulgare. Ueber mein Ansinnen, der kleinen Wienerin zu helfen, ist er entsetzt. Da wolle er sich nicht die Finger verbrennen und rate mir sehr ab, mich einzumischen. Gerade ein Held scheint er nicht zu sein. So verlange ich von meinem Dolmetscher, daß er mich zum Militärkommandanten von Adrianopel führe. Er ist entsetzt. Ich werde doch nicht ... Natürlich werde ich, Hasenfuß: «Faites votre devoir!» Und wie er noch zögert, lasse ich ihn einfach stehen. Er möchte doch nicht um sein Bakschisch kommen; mit eingeknickten Knien trippelt er vor mir her durch krumme Gassen kreuz und quer. Ein langgestrecktes Gebäude und vor Tür und Tor Schildwachen. Oberst Dalat Bey empfängt mich kameradschaftlich, und gleich rückt auch der unvermeidliche Kaffee auf. Nach einigen belanglosen Höflichkeiten, die mein Dolmetscher mit vielen Verbeugungen übersetzt, bringe ich mein Anliegen vor. Dem Oberst ist dies nicht sehr angenehm. Erst hat er einige Ausflüchte: die Polizei unterstehe ihm nicht, er dürfe sich da nicht einmischen. Aber schließlich setzt er sich doch mit dem Polizeikommissär in Verbindung und eröffnet mir dann, die Untersuchung werde beschleunigt, und wenn keine weiteren Verdachtsgründe auftauchten, solle die Wienerin noch heute an die griechische Grenze abgeschoben werden. Ich verabschiede mich dankend. Gleich nach Mittag bin ich schon wieder beim Kommissär. Er macht ein knurriges Gesicht, und die Polizeioffiziere betrachten mich verwundert. Ob ich diese Dame kenne? - Ja, seit heute morgen. Warum ich mich denn da einmische, da mir die Dame fremd sei? - Das könne man nicht so genau sagen. Jedenfalls sei es meine Pflicht, einer kleinen Wienerin zu helfen, nachdem ich Gast der Wiener gewesen sei. Im übrigen Pflicht des Kavaliers. - Die Dame sei spionageverdächtig. Blühender Unsinn; die Dame sei so wenig ein Spion wie mein Hund ein Doktor.

Was denn eine junge Wienerin mit Photoapparat in der Militärzone herumzuspazieren habe?

Sie werde Botanikerin sein; was sie denn gefilmt habe? - Nichts Besonderes allerdings, aber immerhin! Im übrigen erklärt mir der Kommissär, sie werde am Abend an die griechische Grenze gestellt. Ich wünsche sie zu sehen. Zögernd entspricht er. Die Wienerin ist wie umgewandelt; nicht genug kann sie mir danken. Sie packe ihren Koffer und reise auf Nimmerwiedersehen.

In einem Gewaltmarsch ziehen wir nach Lüle Burgas; Gewaltmarsch nicht wegen der zweiundachtzig Kilometer Distanz, sondern wegen der meist schlechten Straße, die hügel auf, hügel ab durch die thrasische Steppe führt. In Baba Eski, das wie eine Oase inmitten einer kahlen, gleichförmigen

Gegend liegt, machen wir noch Abendrast, und Offiziere des sechsten türkischen Kürassierregiments, das hier eben seine Manöver abhält, laden mich zu Gast.

Mittagsmahl in einer kleinen Gaststätte. Diese sieht aus wie ein besserer Hühnerverschlag. Sägemehl am Boden, links und rechts neben der Tür sind große Fässer mit einer wenig vertrauenerweckenden Flüssigkeit, auf der obenauf Brocken schwimmen. Ein Türke steht davor und fährt mit einer riesigen Kelle gleich einem Ruder darin herum. Dann wird uns allen davon ausgeschöpft, und wir sitzen mit den Offizieren zu Tisch. Suppe soll das wahrscheinlich sein, aber nach unserm Empfinden ist das eine Pfefferbrühe, ungemein scharf, und einige Schafffleischklöße schwimmen obenauf. Wir müssen uns wirklich zwingen, das Zeug hinunterzubringen. Ich halte dem «Chüeri» von meinen Fleischklößen zu, aber er rümpft die Nase und läßt sie liegen. So unhöflich dürfen wir nicht sein. Dann gibt's den zweiten Gang, wieder Fleisch, aber an einer Honigsauce. Diese Türken scheinen einen ganz andern Gaumen zu haben als wir Westeuropäer. Dazu gibt es nichts zu trinken, nicht einmal Wasser, und nach dem Essen haben wir einen Riesendurst und einen ganz krätzigen Hals.

Baba Eski hat am Rande der Ortschaft eine kleine, alte Moschee mit einem ziemlich hohen Minarett. Es ist zwar verboten, ein Minarett zu besteigen, das nur den muselmanischen Priestern offen steht. Aber da ich die Türe nur angelehnt finde, klettere ich die schmale Wendeltreppe hinauf zum hohen, schmalen Rundgang, und der «Chüeri» muß natürlich auch mit. Von da oben genießt man eine prächtige Rundsicht, und ich verweile ordentlich lange, bevor ich wiederum hinabsteige. «Chüeri» hat sich nach dem reichlichen Mittagessen im Schatten der Turmspitze auf dem Rundgang zu einem Nickerchen zusammengerollt und muß wohl nicht beachtet haben, daß ich wieder hinabstieg und die Türe zustieß. Wie ich nun allein unserm Quartier zuschreite, vernehme ich plötzlich vom Minarett herab ein klägliches Geheul. Natürlich, fällt mir sofort ein, daß müsse «Chüeri» sein und richtig, er hat die vordern Tatzen auf die Brüstung des Rundganges gelegt und heult jämmerlich herab. Ich habe eine Heidenangst, er könne etwa hinausspringen und rufe ihm zu, er solle ruhig sein. Zudem ist mir dies sehr unangenehm, weil einige Türken vor die Häuser treten und erstaunt an ihrem Gebetturm hinaufblicken, denn noch nie mag sich ein Hund in diesen geweihten Turm getraut haben. Wie ich dem Minarett zueile, bricht «Chüeri» sein Geheul ab und verschwindet von der Brüstung, und wie ich nun anlange bei der kleinen Moschee und die Turmtüre aufstoße, flitzt er auch schon heraus und bellt freudig an mir hoch. Wir verschwinden eilig zu unserer Kolonne, denn die Türken mustern uns mit wenig freundlichen Blicken.

Wieder folgen zwei Tage Steppenritt, dann kommen wir in eine Hügellandschaft. Hoch oben an den Hängen thronen die türkischen Dörfer von Thrazien. Lüle Burgas: eine kleine, schmutzige Provinzstadt. Ihr Name erinnert an den Balkankrieg. Hier führte Selim Pascha seine dreißig Schwadronen in einer glänzenden Attacke gegen die Bulgaren, warf drei Infanterieregimenter, nahm zwei Batterien, geriet in seitliches Maschinengewehrfeuer und wurde bis zum letzten Trompeter zusammengeschossen.

Von Lüle Burgas wollen wir in zwei Tages- und einem Nachtmarsch ans Marmarameer und an den Bosphorus. Aber wir machen die Rechnung ohne den Wirt. Sechs Tage und eine Nacht durch dauert's, und was für Strapazen! Es gibt da keine Straßen mehr, keine Brücken, nichts als endlose Steppe, von kleinen Flüssen mit sumpfigem Ufer durchzogen. Wieder muß Max sein Militärrad auf dem Karren verstauen und meist zu Fuß nebenher marschieren. Von der langen Regenzeit her ist die Steppe

sumpfig; tiefe Fahrrinnen hinterläßt unser Karren, und «Winkelried» und «Franc-Montagnard» müssen sich gehörig ins Zeug legen. Alle Brücken sind vom Balkankrieg her zerstört. Oft müssen wir lange nach einer Furt suchen, um ein Gewässer zu überqueren. Weideland für Herden anatolischer Büffel, die zu Tausenden über die grasarmen Flächen streifen. Oft auch riesige Schafherden, von bissigen Hunden umstreift, die unsern kleinen Entlebucher stets mit wildem Bellen attackieren, so daß wir Mühe haben, sie abzuwehren, und oft zum Karabiner greifen müssen, sie durch Schreckschüsse zu verjagen.

Inmitten der Steppe liegen ein paar Städtchen, einige verlorene Dörfer. Spät nachts langen wir in Corlu an und sind froh, nicht mehr das Zelt aufschlagen zu müssen. Die kleine Stadt läßt uns gastfreundlich einladen und versorgt uns mit Quartier und Pferdefutter. Da die zwei einzigen Gasthöfe besetzt sind, läßt mir der Bürgermeister im kleinen Ratssaal, inmitten der Bänke der Stadtverordneten, ein riesiges Doppelbett aufschlagen. Von der Wand blickt riesengroß aus goldenem Rahmen Ghazi Mustafa Kemal Pascha auf mich nieder: der Attatürk - der Türkenvater. Aber dies stört mich nicht, den «Chüeri» auch nicht. Nach den Tagesstrapazen versinken wir bald in tiefen Schlaf. Keinen Piaster dürfen wir in dieser gastfreundlichen Stadt bezahlen, und am frühen Morgen, wie wir satteln und anschirren, stecken uns die Türken noch zwei riesige Brote in die Satteltaschen.

Wie wir einen Hügel erklettert haben, jauchzen wir. Ferne blinkt in strahlender Sonne eine glitzernde Wasserfläche - das Marmarameer. Aber noch einen ganzen Nachmittag müssen wir marschieren, bis wir mit dem sinkenden Abend im alten Piratennest Silivri anlangen. Das Gasthaus, in dem wir einen guten Stall finden, ist eine alte Kiste: von neuzeitlichem Komfort keine Spur, nicht einmal eine Waschschüssel im Zimmer. Hinten im Gang stehen ein Kupfergefäß und eine riesige Kanne, für alle Gäste gemeinsam. Gerade appetitlich sieht es nicht aus. Man muß sich am Morgen sputen, zeitlich an diese Kanne heranzukommen. Es gibt da Schlaumeier, die stehen noch zur Nachtzeit auf, gehen sich waschen und legen sich noch zwei Stunden nieder. Ein alter Mohammedaner mit Kopftuch gefällt mir besonders. Wie er an die Kanne kommt, ist sie schon leer. Er brummt etwas, ergreift dann kurz entschlossen die Schüssel und leert den seifigen, braunen Inhalt in die Kanne zurück. Nun kann er von vorne beginnen und wäscht sich mit der kaffeeartigen Brühe behaglich den Bart.



Wenn verrückte Amerikaner den Rekord mit neunzehn Meter im Weitspucken halten, dann würden sie doch kaum die guten Bürger von Silivri im Schneuzen schlagen. Köstliches Bild frühmorgens, wenn der Muezzin vom Minarett niederkrächzt. Die Basarbesitzer, die Bäcker und die Wirte, die Friseure

und Schuhmacher vor ihre Bude und schneuzen sich kunstgerecht durch die Finger - beidseitig der holperigen Straße. Die meisten treffen bis in die Mitte; aber es gibt da Asse darunter, die bringen alles bis zum jenseitigen Bürgersteig mit Eleganz und Gemächlichkeit: erst das linke Nasenloch, dann das rechte. Es ist mir an diesem strahlenden Morgen absolut unmöglich, zu frühstücken. Ich bummle mit «Chüeri» sorgsam zwischen den einzelnen Volltreffern durch hinunter an die klare Küste, derweil die Mannschaft Marschbereitschaft erstellt.

Wer, wie wir, mit der türkischen Landbevölkerung in nähere Beziehung kommt, mit ihr das Brot bricht und das Lager teilt, kann sich nur schwer vorstellen, daß dieses gutmütige, gastfreundliche, einfache Volk einst der Schrecken der westlichen Zivilisation war. Besonders die alten Türken mit ihren Patriarchenbärten, mit ihrem väterlich wohlwollenden Blick und ihrer geruhsamen Art, ihrer Lebensphilosophie des Laisser-faire-laisser-aller, scheinen nichts gemein zu haben mit jenen wilden und grausamen Heeren, von denen uns die Geschichte Kunde gibt.

Wir marschieren zu. Eigenartiges Geläute vieler tiefer Glocken. Eine endlose gespenstische Kamelkarawane passiert uns. Unsere Rosse drängen schnaubend an den Straßenrand, dieweil die hochbeinigen Gesellen der Wüste in langsamen, wiegenden Schritten vorüberziehen. Immer stärker setzt der Regen ein. Früh sieben Uhr sind wir an den Toren Konstantinopels.

Am Goldenen Horn

Es gießt wie aus Kübeln. Mit Regen zogen wir aus den Mauern des alten Bern, mit Regen erreichen wir die Mauern des alten Byzanz. Wenig einladend ist der erste Eindruck. Gewaltige, altersgraue Stadtmauern, ein verfallenes Tor, dahinter düstere Gassen. Wir stellen unter in einer Karawanserei. Nach diesem Nachtmarsch sind wir müde, hungrig, naß bis auf den letzten Faden.

Elf Tore hat der Serail, eine kleine Stadt mit Palästen und Moscheen für sich, einst Residenz der Sultanswitwen. Von den Hügeln des Stadtteiles von Skutari bieten sich dem Beschauer all die großherrlichen Paläste am Wellenspiel des Bosporus mit ihren weißen Fronten von Marmor, ihren Säulenhallen, ihren üppigen Gärten. Versunken und vergessen die Sultansherrlichkeit, verlassen die Harems, hinter deren neidisch vergitterten Fenstern schöne Odaliskinnen ein Leben glanzvoller Oede hindämmerten, verrauscht die glanzvollen Bairamsfeste zum Beschluß des Fastenmonats Ramadan, zu denen alle Provinzen und Untertanenländer ihr schönstes Mädchen sandten, seine Jugend dem «Schatten Allahs» zu opfern.

Konstantinopel bietet so viel, daß wenige Tage kaum genügen, alles zu sehen und zu bestaunen. Die Agia Sophia, diese herrlichste Kirche der oströmischen Christenheit, während fünfhundert Jahren Moschee, nun Museum, dann die berühmteste Moschee der Welt des Sultans Achmed mit ihren sechs Minaretten; das «versunkene Schloß», die riesige Säulenhalle unter der Erde, die Kaiser Justinian als Wasserreservoir bauen ließ, wo man wie im Nachen Charons beim magischen Licht zwischen hundertzwanzig Säulen auf dem unterirdischen See fährt, der Basar mit seinen sechsunddreißig Straßen, die alten Tore und Stadtmauern von Byzanz und der Hafen und die prachtvollen Gärten am Goldenen Horn.

Ein vergnüglicher Abend mit der hier zahlreichen Schweizerkolonie. Ich tanze mit einer Großschwiegertochter des Sultans Abdul Hamid, der Frau des Paschas Ferid Bey. Sie entzückt mich durch ihr reines Französisch. Ihr neckisches Lächeln weiß ich mir nicht recht zu deuten - bis sie plötzlich in bestem Berndeutsch anstimmt:

«Polka, Polka tanze-n-i gärn
mit eine junge Herr vo Bärn;
mit eme-n-aute ma-n-i nid,
lieber tanze-n-i der Polka nid! »

Ich bin höchst erstaunt: «Mais comment, Madame, vous parlez le patois bernois?» «Jä, gället, das hättet Ihr nid dänkt. Das ha-n-i drum i dr Schuel glehrt.» - «Nid möglich! Wo denn?»

«He z Bärn, wo ächt süsch! I bin doch ä Bärnere, u aus Ching ha-n-i aube uf der Plattform tschigglet, u a der Schütli hei mer vürstecklet, u bir Rathusstäge si mer uf em lingge Bei uf eir Siite ufeghüpft u uf em rächte-n-änen-abe.»

Und sie erzählt mir, wie sie vor dem Krieg den Pascha in Aegypten als Siebzehnjährige kennen lernte, wie sie ihn - gegen den Willen ihrer Familie - heiratete, den mohammedanischen Glauben annahm und dann im Harem zu Stambul lebendig begraben wurde. Wie romantisch das erst war, diese Bäder in Eselsmilch, diese täglichen Geschenke eines verliebten Prinzen, und wie sich dann ihr Dasein in eine goldene Gefangenschaft wandelte, ein jahrelanges Dahindämmern fern der Welt, bis dann die Republik die Haremstüren sprengte und auch sie befreite. Heute ist sie eine reiche, noch immer hübsche Frau, hat ihre Jacht auf dem Bosphorus, Automobil und Reitpferde. Gerne nehme ich ihre Einladung an: will sie mir doch einen ganzen Nachmittag lang ihre Erlebnisse erzählen.

Immer wieder heißt es scheiden - auch von unsern lieben Miteidgenossen von Stambul. Die türkischen Militärbehörden haben uns einen Rückweg vorgeschrieben, der uns nochmals nach Adrianopel, nach Bulgarien und dann erst nach Mazedonien führen würde. Wir wundern uns über diese Geheimnistuerei mit ihren Militärzonen; entweder haben sie wirklich etwas zu verbergen, oder sie verbergen uns, daß sie nichts zu verbergen haben. Jedenfalls haben wir keine besondere Lust, nochmals durch ganz Thrazien Wege und Flußübergänge zu suchen. Ich verhandle wegen einer Ueberfahrt nach Saloniki. Nur eine Gesellschaft hat Verbindung und fordert entsprechend. Nach dem Piräus führen viele Linien, die sich gegenseitig unterbieten. So paktiere ich mit dem Lloyd Triestino, und die schweizerische Saumkolonne geht an Bord des «Quirinal». Die Pferde müssen mittels Kran an Deck gebracht werden. Wir überwachen sorgfältig die Arbeit der Hafenleute: ist doch am Vortag ein wertvolles türkisches Offizierspferd zufolge Seilrisses ins Wasser gestürzt. Die italienische Mannschaft betrachtet eine schweizerische Saumkolonne an Bord als Sensation.

«Chüeri» vor allem ist ihr Liebling, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen. Die Küchen der drei Klassen kennt er schon nach einer Viertelstunde, alle Köche möchten ihn ans Futter. Kurz vor Abfahrt des Schiffes werde ich nochmals an Land gerufen. Ein türkischer Polizeihauptmann verlangt nach mir und empfängt mich grimmigen Blickes. Warum wir Gewehre bei uns hätten, das Tragen von Waffen sei in der Türkei den Fremden bei strenger Strafe verboten, schnauzt er in einem barbarischen Französisch. Ich lache ihn aus. Ob er wohl glaube, er sei der erste, der bemerke, daß wir Gewehre mitführten, wir seien ja von Bulgarien her zu Pferd mit umgehängtem Karabiner durch ganz türkisch Thrazien geritten. Aber der Hauptmann verfügt, daß ich auf die Kommandantur zu kommen hätte. Nun

zeige ich ihm den Geleitbrief des türkischen Kriegsministers, der uns das Mitführen von Waffen ausdrücklich erlaubt. Aber auch das befriedigt ihn nicht. Das werde sich auf der Kommandantur alles abklären. «Blas du dir i Hobt», schimpfe ich, was er gottlob nicht versteht, dann sage ich ihm, ich sei einverstanden, aber ich müßte erst noch meinen Leuten an Bord Weisung geben. Eben hat die Schiffssirene zum zweiten Mal geheult und bis auf einen einzigen Landungssteg ist alles schon eingezogen.

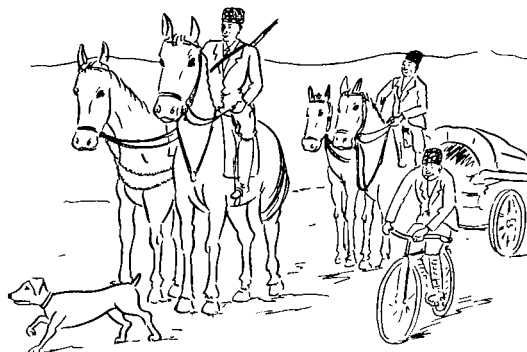
Bevor der Herr Polizeihauptmann Einwendungen machen kann, bin ich schon auf diesem Steg und an Bord, und gleich ziehen die italienischen Matrosen auch dieses letzte Ladli ein. Ich salutiere mit der Hand an der Mütze, und langsam beginnen die Maschinen zu arbeiten, und der «Quirinal» setzt sich vom Quai ab. Der neben mir stehende Schiffsoffizier hat Bedenken, der Polizeihauptmann werde uns ein Motorboot nachschicken und das Schiff anhalten, denn wir führen noch lange in türkischen Gewässern. Aber ich bin zuversichtlich und behalte recht, kein Polizeiboot kommt uns nachgefahren.

«Ein Schifflein sah ich fahren ...»

Wir haben prächtiges Wetter. Sanft gleitet der «Quirinal» zwischen Inseln und zwei Kontinenten; wir stehen an der Reling und spähen nach den jagenden Delphinen und den Seemöwen, die dem Schiffe folgen. Die erste Klasse ist ziemlich gut besetzt, das Zwischendeck überfüllt mit ärmlichen Gestalten, in der zweiten Klasse sind nur unser zwei: ein ehemaliger deutscher Offizier, der nach Aegypten reist, leistet mir angenehme Gesellschaft. Er kennt jeden Hügel dieser Küsten: hat er doch den Krieg auf seiten der Türken mitgemacht. Am zweiten Tag setzt ein Gewitter ein; die See beginnt zu rollen. Der «Quirinal» schlenkert und schaukelt; die ersten Passagiere werden seekrank. Wir freuen uns schon, zu Hause melden zu können, wie einzig die Saumkolonne standhaft auf ihren vier und zwei Füßen blieb. Durch den schmalen Küchengang führen wir die Pferde von der Brücke ins Zwischendeck. Hier sieht's besonders schlimm aus. Die armen Teufel, die sich am Boden herumwälzen, erregen bald unser Mitleid, bald unser Lachen. Aber bald ist auch für uns das Lachen vorbei: uns hat's, die Pferde, den «Chüeri» und die ganze Mannschaft, und zwar gründlich. Von drei Uhr nachmittags bis Mitternacht dauert die Geschichte. Wir opfern eine ganze Flasche Kognak und machen die Sache damit nur noch schlimmer. Man möchte sich in diesem Zustand am liebsten um nichts mehr kümmern. Aber wir müssen uns zusammenraffen, um nach den Pferden zu sehen, die ihre Köpfe bis zum Boden hängen lassen. Max reuen am meisten die guten Stambuler «Milängli», die er wider Willen den Möwen über Bord sprudelt, den Pfeuti der Kognak-Dreistern. Gegen Mitternacht erst ebbt der Sturm ab. Es sieht bedenklich aus im Zwischendeck. Wir legen uns nieder zu bleiernem Schlaf. Frühmorgens erscheinen bleiche Gestalten an Deck. Sogar meinen Klassekameraden, den deutschen Offizier, hatte es umgelegt. Er versichert mir daß er wirklich das erste Mal seekrank geworden sei, so viele Überseereisen er schon hinter sich habe.

Bei strahlender Morgensonne gleitet der «Quirinal» in den Hafen von Piräus. Am Quai verfolgt eine neugierige Menschenmenge die Ausschiffung unserer vier Rosse und weiß sich das ungewohnte Schauspiel nicht recht zu deuten: ein italienisches Schiff und Militärpferde und Reiter, die wie Soldaten aussehen - das gehört doch alles eher nach Abessinien. So werden die sonderbarsten Meinungen herumgeboten, wie uns Konsul Petitmermet, der zu unserer Begrüßung erschien, lachend

mitteilt. Viele halten uns für Türken, und in Griechenland dafür gehalten zu werden, ist nicht gerade angenehm. Andere schließen auf Tscherkessen, wieder wegen unserer ungarischen Lammfellmützen.



Die meisten aber glauben, irgendwelche neuen Parteigänger tauchten auf, um ein Revolutiönchen zu beginnen: ist doch eben General Kondylis zur großen Armee abgegangen. In Griechenland ist man ja nie ganz sicher, gerade ungewünscht in irgendeine Aktion hineinzureiten, und das riesige Aufsehen, das unsere kriegerisch aussehende Saumkolonne erregt, wie sie mit umgehängtem Karabiner durch die Hafenstadt Piräus zieht, ist begreiflich. Die Leute treten aus den Läden; manch ein Barbier läßt seinen eingeseiften Klienten sitzen, um uns unter der Türe verwundert nachzustarren. In den Stallungen der Rennbahn von Phaleron beziehen wir für unsere Rosse Quartier; aber am nächsten Morgen früh reiten wir hinauf zur Akropolis. Es gibt eine ordentliche Verkehrsstockung; denn es ist Sonntag, und Fremde und Einheimische pilgern zu Tausenden hinauf zu dem verfallenen Tempel der alten Griechen. Eine strahlende Sonne leuchtet; es ist warm wie bei uns im Mai. Alles blüht und sproßt, und das Gras steht hoch; in seinem satten Grün leuchten Blumen aller Farben. Frühling in Hellas, dies Jahr früher als je: scheint doch die Saumkolonne mit dem Wettergott einen Sonderpakt geschlossen zu haben.

Akropolis

Die erste Nacht logiere ich in einem kleinen Hotel und muß erst sehr energisch werden, um «Chüeri» mit aufs Zimmer nehmen zu dürfen. Der Chef de réception hat gar kein Verständnis für die Ehre, einen so berühmten Hund wie unsern «Chüeri» als Gast empfangen zu dürfen. Er möchte ihn partout in den Keller sperren, dort habe es einen Hundeverschlag, es komme gar nicht in Frage, daß man Hunde mit aufs Zimmer nehmen dürfe. Da gebe ich einfach Weisung, meine Koffer wieder herunter zu schaffen, es gebe noch andere Gasthäuser in Athen. Jetzt lenkt er ein, derweil ihn «Chüeri» geringschätzig betrachtet und sich dann auf dem Perser hinter den Ohren kraut. Immer zur Unzeit muß er sich kratzen und hat doch keine Flöhe mehr, ich habe ihn mehrmals daraufhin untersucht. Aber das kann schließlich so ein besorgter Chef de réception nicht wissen, und dem «Chüeri» ist es leider absolut gleichgültig, ob Stall oder Hotel, Streue oder Buchara - wenn es ihn beißt, so kratzt er; die Nichtigkeiten dieser Welt sind seiner geraden und unkomplizierten Hundeseele Terra incognita.

Am nächsten Morgen schon ziehen wir um - völlig unerwartet. Das größte Hotel Griechenlands lädt uns zu Gast, das Hôtel de la Grande Bretagne, wo sonst nur Diplomaten, Fürstlichkeiten, Staatsoberhäupter, Filmstars und ganz schwere Geldsäcke absteigen. Die zwei Direktoren sind Schweizer. Herr Flückiger betreut uns wie ein lieber Papa, Herr Schmid will uns gar nicht mehr ziehen lassen. Unser «Chüeri» räkelt sich auf feinsten Persern, und der Etagenkellner muß ihm das Essen aufs Zimmer bringen wie irgendeinem vornehmen Gast, Fleisch und Kartoffeln à part auf feinstem Porzellan. Die Kartoffeln läßt er schnauzerümpfend stehen die feinen Schafkoteletts schleift er auf dem Parkett herum; aber Herr Flückiger will nicht, daß man mit ihm schimpft. Den hohen Gästen aus aller Welt stellt er ihn vor als «le chien célèbre qui a marché de Berne à Istanboul! »

Unsere Pferde stehen wohluntergebracht in den Stallungen der Rennbahn von Phaleron, mit «Chüeri» besuche ich die klassischen Stätten von Athen. Uralte Tempel des Poseidon und des Theseus und der Hadrian blicken gleichmütig auf die glänzende Asphaltstraße, über die modernste Automobile flitzen. Das Theater des Dionys sehen wir und das Asklepielon und den Turm der Winde. Von den achtundfünfzig turmhohen Marmorsäulen des Olympieion stehen noch fünfzehn, und einige liegen geborsten am Boden. Man sieht noch die Bleifugen im Zentrum der Blöcke, als wären erst gestern die Arbeiter hinweggetreten, und doch sind fünfundzwanzig Jahrhunderte hinuntergerollt in das Nichts, seit Peisistratos den Grundstein zu diesem Tempel legte, an dessen gewaltigen, herabgestürzten Blöcken nun unser «Chüeri» aus dem fernen Entlebuch herumschnüffelt. Ins Odeiontheater des Atticus Herodes schreiten wir und setzen uns auf die untersten Sitze, derweil «Chüeri» die keilförmig eingelegten Treppenstufen zwischen den Sitzreihen hinauf- und hinunterbeinelt. Für ihn sind das einfach Treppenstufen wie andere Treppenstufen und Steine wie andere Steine. Wie manches Menschenkind wäre dankbar, wenn es jemals das alles sehen könnte, was unser «Chüeri» sieht auf dieser langen Reise und woraus er sich gar nichts macht. Für ihn ist das gar kein Erlebnis, aber wie wir wieder hinaustreten ist es wohl ein Erlebnis für ihn, einen andern Hund anzutreffen, mit dem er sich schnell beschnuppern kann. Die Tiere wissen nichts von der Vergangenheit und vielleicht sind sie glücklicher als wir.

Die den alten Griechen heilige Straße, die über Eleusis nach der Königsstadt Theben führt, zwingt die Saumkolonne, im Schritt zu reiten. Spiegelglatter Asphalt und ein riesiger Autoverkehr an diesem strahlenden Sonntagmorgen. Wir ziehen hinunter in die Elysäischen Felder und durch weite Olivenhaine hinüber an den Strand von Eleusis. Dunkelblau liegt die Insel Salamis mit ihren Bergen im Licht der Sonne, und wenn wir uns zu kurzem Marschhalt an den weichen Strand hinlagern und die Wellen leise plätschern und kleine Muscheln in den Sand werfen, schweifen unsere Blicke hinüber nach einem einsamen Segler.

Pfeuti und Max sind wenig begeistert, wie ich ihnen erkläre, es werde die ganze Nacht durch marschiert. Erst später bekomme ich heraus, daß sie die letzte Nacht in Athen nicht in den Federn waren. Dies darf aber unsern Marschplan nicht beeinflussen. So geht's hinein in ein Hügelland und dann in vielen Kehren aufwärts über den Paß von Kitheron. Eine herrliche Mondlandschaft und eine beispiellose Stille ringsum; nur die Tiere der Nacht lassen bisweilen seltsame Stimmen hören, die wir nicht zu deuten wissen. Fern wetterleuchtet ein Gewitter und zieht immer näher. Unterhalb der Paßhöhe entschwindet der Mond in düstern Wolken; ein heftiger Regen setzt ein und dann ein

eisigkalter Wind, der über die schneebedeckten Kuppen weht. So suchen wir Schutz in den Felsen, decken unsere vier Rosse gut zu und lagern uns auf blanken Stein. Pfeuti und Max sind gleich eingeschlafen. «Chüeri» kuschelt sich ganz in die Falten meines Ponchos. Ordentliche Mühe habe ich, nach einer Stunde die Mannschaft auf die Beine zu bringen. Wir sind ganz durchfrozen und beeilen uns, die Nordstraße hinabzuziehen. Wieder durch eine Ebene und einige verschlafene Ortschaften. Es dämmt; der Mond verliert sein Gold, wird silbern und bleich, und bald strahlt sieghaft die Sonne über die schneebedeckten Gipfel und Gräte und Zacken. Hinunter ins Tal und einen langgezogenen Hügel hinan. Wie wir die Höhe erreichen, liegt unter uns die alte Königsstadt Theben im Dunst eines frühen Morgens. Hier machen wir halt, hafern und frühstücken.

Copais war in frühern Zeiten ein seichter See. Der französische Ingenieur Sauvage faßte 1840 den Plan, den See ins Meer abzusenken, um seinen Grund als Land zu gewinnen. Aber er hatte kein Geld, die Engländer hatten das Geld und führten später den Plan aus, Copais ist heute die größte und fruchtbarste Plantage Griechenlands und ein englisches Gut mit vierundzwanzigtausend Hektaren, mit riesigem Viehbestand, und einem Jahresertrag, vor allem an Baumwolle, von zweihundert Millionen Drachmen. Der Direktor, Mister Bailey, ein früherer englischer Offizier, lädt uns zu Gast, und wir sind wieder einmal in einem illustren Quartier. Die Pferde kommen in weite Boxen auf viel Stroh und vor volle Krippen, die Mannschaft in ein Haus der Gutsverwaltung, den «Chüeri» und mich logiert Mister Bailey bei sich im Landhaus ein. Im großen Eßsaal sitzen wir um einen riesigen Tisch, auf dem ein vielarmiger Leuchter steht. Der «Chüeri» bekommt auch einen Stuhl dicht neben Mister Bailey, und der hält ihm die besten Bissen zu. Und wenn «Chüeri» findet, es dauere einmal zu lange von einem Bissen zum andern, dann stupft er Mister Bailey ungeniert mit seiner Nase. Mister Bailey will uns absolut einige Tage behalten, aber ich kann nur einen Ruhetag vorverschieben nach den hundert Kilometern. So bleiben wir denn diesen Tag. Die Pferde ruhen sich gut aus, meine Leute schlafen fast den ganzen Tag und «Chüeri» und ich kommen erst gegen neun Uhr zum Breakfast, zum Frühstück.

Strahlende Sonne begleitet die Saumkolonne auf ihrem steilen Anstieg zum Parnaßgebirge; in weiten Serpentinien erklimmt eine gut ausgebaute Straße den Berg. Zahllose Schafherden weiden zwischen den Trümmern herabgestürzter Felsen. Hirten lehnen am Stab; wie der Abend herabsinkt und die kühle Bergluft spürbar wird, flackern die Herdfeuer auf. Je höher wir kommen, desto kälter wird es. Bei einem Bergzigeuner klopfen wir an mitten in der Nacht. Er führt uns in seine armselige Hütte, deren Strohdach so tief niederhängt, daß man sich bücken muß, um in den rauchigen Raum zu treten. Ein Herdfeuer brennt; einige Ziegen und zwei Schafe mit ihren herzigen Lämmern teilen mit der Zigeunerfamilie den einzigen Raum. Keine Betten, nur Felle am Boden, die uns bereitwillig zur Nachtruhe angeboten werden. Aber wir wollen nur rasch eine Suppe kochen. Da die Zigeuner bestimmt jede Bezahlung ablehnen, halten wir sie mit einer Schachtel Gerber-Käse schadlos und ziehen dankend ab. Gegen zwei Uhr früh entdecken wir an den Hängen des Parnaß unter knorrigen Bergkiefern eine langgestreckte Hütte. Die Kälte der Nacht wird fast schmerzhaft, trotz unserer Pelzmäntel. Wir möchten Unterkunft für ein paar Stunden. Lange klopfen wir erfolglos an das zweiflügelige Tor. Dann heben wir den einen Flügel mit vieler Mühe aus den Angeln und ziehen mit Pferden und Hund unter Dach. Eine verlassene Bauhütte scheint es zu sein: aufgestapeltes Material, Werkzeuge, an den Wänden die Ueberkleider der Arbeiter. Brennholz in hoch aufgeschichteten Haufen. Mit Mühe

entfachen wir ein Feuer am Boden. Beißt auch der Qualm und Rauch, der bald die Hütte erfüllt, in unsern Augen, so ist dies doch erträglicher als die scharfe Kälte der Bergnacht. Auch auf bloßer Erde ruht sich gut, wenn man müde ist wie wir.

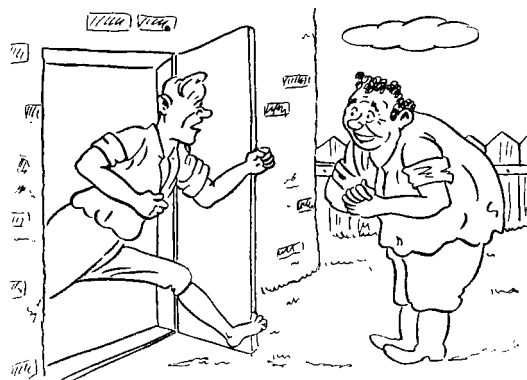
Ueber die Paßhöhe bei Arakhova und dann hinab in vielen Serpentinaen und wieder hinauf. Steilen Wänden entlang geht unser Weg hinüber nach dem alten Delphi. Es mag nur wenige Orte geben in der Welt, die so herrlichen Fernblick bieten wie das hoch gelegene Delphi. Steil senkt sich der Fels unter dem Städtchen mit seiner einzigen Gasse hinunter in das Tal von Itea. Weit unten glitzern die blauen Wasser des Golfes von Korinth, und aus dem Dunst der Ferne grüßen die schneebedeckten Berge des Peloponnes. Zwischen der Ruinenstadt und dem neuen Delphi, auf einer Felsnase, schlagen wir unser Zelt auf. Wir streifen durch die Trümmer des Apollotempels und sitzen im tiefen Grunde zwischen altersgrauen Mauern auf dem runden, gewaltigen Block, auf dem die Pythia saß, aus den Schwefeldünsten einer heißen Quelle den Sendboten der Könige der Alten Welt ihre vieldeutigen Orakelsprüche weissagend. Wir sehen die wohlerhaltene Schatzkammer, die «Nationalbank des alten Hellas», ein kleiner Bau, dessen Eingang zwei korinthische Säulen zieren. Herrlich gelegen ist das Theater der alten Delpher, und unterhalb der Bergstraße reihen sich ihre Grabstätten. Im Museum bewundern wir die Statuen und Torsi altgriechischer Meister.

In Itea verladen wir den Karren samt dem Max auf ein kleines Küstenschiff mit Kurs auf Missolonghi und ziehen mit den Pferden und «Chüeri» über Amphissa und dann in die Berge von Lidoriki. Ueber einen steilen, oft im Geröll sich verlierenden Saumpfad geht's dem Mornos entlang. Tagelang Steine und Fels und mühsamer Pfad. Gastfreundlich sind die wenigen Bergbewohner, die in einsamen Steinhütten wohnen und uns höchst verwundert vieles fragen, auf das wir keine Antwort wissen. Hinunter nach Nafpaetos und hinüber an den Strand von Missolonghi. Hier gibt es noch bewohnte Pfahlbauten, und ein malerisches vorzeitliches Bild reiht sich vor unsern Augen, wenn nicht eine schief stehende Telephonleitung störend an eine neuere Epoche erinnert. Die Missolonghesen rühmen sich, den schönsten Sonnenuntergang der Welt zu haben. Wir können darüber nicht befinden, denn an diesem Abend ist es trübe, und bald beginnt ein feiner Landregen einzusetzen. Wohl aber mag das Bild einzigartig sein, wenn sich die Sonne in den weiten Lachen spiegelt, denn an den Küsten dehnen sich riesige Sümpfe, von hohen Bergen landwärts eingerahmt. Am Denkmal Lord Byrons stehen wir, der an diesen einsamen Strand kam, für die Befreiung von Hellas zu streiten, und der hier starb, bevor die sengenden Türkenscharen landeten.

«Bei einem Wirte wundermild»

Wir traben noch hinüber nach Aitolikon, das mitten in der Meerenge gleichen Namens liegt. An der Landstraße, die sich über einen Damm nach der Stadtinsel gabelt, ist eine einsame Pinte. Wir nehmen Unterstand. Der Wirt versorgt uns freundlich mit allem Nötigen, und bei Wirtschaftsschluß überläßt er uns seinen Krug, wohnt er doch selbst im Städtchen drüben. Wir schließen Tür und Fenster; nur die Hoftüre lassen wir offenstehen, um nach den Pferden zu horchen. Auf harten Bänken versinken wir bald in bleiernen Schlaf. Es scheint noch finstere Nacht, als es klopft und jemand ruft; wahrscheinlich ein früher Schnapsbruder. Soll er klopfen und rufen bis zum ersten Hahnenschrei; wir drehen uns auf die andere Seite. Doch der Pochende läßt nicht locker: von Zeit zu Zeit klopft es

wieder, und schließlich poltert er, und wir wünschen ihn zu allen Teufeln. Pfeuti reißt die Geduld, er springt auf und geht zum verschlossenen Fensterladen: «Fahr jetz ab, du Süffu, süsch chasch öppis erläbe!» Doch wieder diese Stimme, die ganz freundlich Einlaß begehrt. Pfeuti reißt die Türe auf, dem Schnapsbruder eine herunterzuhauen. Aber wer steht vor der Türe und wünscht herzlich guten Morgen? Unser Wirt. Und als wir die Löcher aufsperrn, ist es schon heller Tag. Wir heißen ihn lachend in seiner eigenen Klausen willkommen.



Wir nehmen den Paß von Sukia und den Paß von Amphilokia und die steilen Pässe, die an die Gestade des Sees von Jannina führen. Seltsame Kontraste bieten sich uns, wenn wir niedersteigen aus der Stille der Steinwüste in das bunte Leben und die üppige Vegetation der Täler, wenn wir stundenlang durch Olivenhaine traben und dann wieder endlos lang unter Orangenbäumen, schwerbeladen mit köstlicher, goldgelber Frucht. Einem Gärtner gebe ich zwanzig Drachmen: dafür darf die Mannschaft der Saumkolonne Orangen pflücken, soviel sie essen mag. Pfeuti bringt es auf siebzehn Stück auf einem Sitz und schlägt damit unsern Rekruten um fünf Punkte. Dann füllen sie sich noch die Taschen im Einverständnis mit dem lächelnd zuschauenden Plantagenbesitzer.

An das Angestauntwerden haben wir uns längst gewöhnt, und Volksaufläufe sind uns zur Selbstverständlichkeit geworden. Das neugierigste Volk scheint aber doch das Volk der modernen Hellenen zu sein. In Rumänien und Bulgarien griffen jeweils etwas rüde Polizisten mit dem Gummiknüttel ein und schafften Raum um unsere vier Rosse; aber hier in Griechenland ist der Respekt vor der heiligen Hermandad nicht allzu groß. Die feldgrauen Polizisten können lange kommandieren und schreien; haben sie linker Hand mit vieler Mühe die Menge zurückgedrängt, steht sie gleich rechter Hand um so dichter, und die Straßenjungen schlüpfen den Gendarmen mit affenartiger Behendigkeit zwischen den Beinen und unter den Armen durch. Wenn wir abkochen, umsteht uns eine riesige Menschenmenge, und wir könnten den ganzen Proviant wegschenken.

Malerische Bilder bietet der Markt der kleinen Stadt: Bauern in alter Tracht, Eselstreiber, Frauen mit schwerer Holzlast auf dem krummen Rücken, Priester mit wallenden Bärten, das Schopfhaar hinten zu einem Chignon kunstgerecht geknotet, zerlumpte Zigeuner, Berggriechen, Albaner, Montenegriener, ganz selten noch ein zurückgebliebener Türke mit Turban, dazwischen struppige Gestalten und oft ein Kerl mit Knotenstock, vor dem man in Bern in die Hausgänge flüchten würde, wenn er unter den Lauben dahergezogen käme.

Wir ziehen über die Berge gegen Jannina, achtzig Kilometer in einer Nacht und einem Vormittag. Bis Mitternacht ist es stets ein herrliches Marschieren, dann beginnt die Kälte der Bergnacht zu wirken, und gegen drei Uhr früh kämpft man mit letzter Energie gegen ein fast unbezwingliches Bedürfnis nach Schlaf. Sogar die Marschlieder verstummen, und einmal löse ich den Karabiner in die Felswände, und die Wirkung ist tatsächlich unvergleichlich: wir sind wieder ganz munter. Uebrigens ist dies nicht der einzige Schuß, der in dieser Nacht fällt. Unterhalb der Paßhöhe werden wir plötzlich mitten aus der Steinwüste heraus durch drei riesige, anscheinend wilde Hunde attackiert. «Chüeri» flüchtet sich bei diesem Angriff wohlweislich zwischen die Beine von «Arbalète» und «Franc-Montagnard». Max steigt vom Rad und wirft mit Steinen; aber es nützt nichts: in riesigen Sätzen kommen die Hunde näher. Ein Karabinerschuß, nicht auf die anstürmenden Hunde, aber knapp daneben ins Geröll. Donnernd rollen die Felswände das Echo von einer Talseite zur andern. Das Gekläff verstummt; im Nu machen die Hunde kehrt und setzen in langen Sprüngen davon. Nun möchte «Chüeri» den Großhans spielen und ihnen nach mit vielem Gekläff; aber wir rufen ihn sehr energisch zurück.

Mitten in der Nacht haben wir auch zwei glimpflich ablaufende Unfälle. Ein Rad löst sich von unserm Karren, und wir müssen beim Schein der Laterne abpacken und mit Kistenholz den Radbuchs neu verkeilen. Derweil hält Max die Pferde. Plötzlich ein Schrei, das Scharren von Hufen und ein Plumps irgendwo unterhalb der Straße. Unser Rekrut hat zu wenig aufgepaßt, der «Tell» ist rückwärts über die Böschung getreten und in einen tiefen Kanal abgestürzt. Nun hören wir ihn plätschern und schwimmen, und unser Unwille über unsern Rekruten ist groß, und er bekommt von Pfeuti etwas in gut helvetischem Soldatenjargon zu hören. Bis wir mit unsern Taschenlampen eine seichtere Stelle am andern Ufer entdecken und den «Tell» aus dem tiefen Wasser wieder heraushaben, gibt es eine aufregende Viertelstunde.

In Jannina ist Hochbetrieb. Wir wohnen der Parade der Garnison bei und dem Vorbeimarsch der Veteranenvereine und der Schüler. Alle Gasthöfe sind überfüllt; in einer kleinen Schenke der Unterstadt finden wir Stallung und auch leidliche Unterkunft für uns. Bald erscheint ein Hauptmann der Garnison und lädt uns zu Gast. Aber wir danken, da wir uns schon einquartiert haben. Nach dem Achtzigkilometermarsch haben sich unsere vier Rosse bereits in die Streue gelegt. Abends durchzieht ein endloser Fackelzug die Straßen der kleinen Stadt; von weit her kamen die Bergbewohner, ihren neuen König zu sehen, und das Hochrufen will nicht enden. Zu mir gesellt sich ein Arzt: ein Venizelist. Er hat seine helle Freude an der Begeisterung des Volkes und versichert mir, die eifrigsten Royalisten seien jetzt die venizelistischen Republikaner: «La république ne marche pas chez nous, il nous faut un bon roi.»

Am andern Morgen frühzeitig wollen wir aufbrechen zum Marsch an die albanische Grenze. Es herrscht noch ein großer Betrieb in Jannina vom gestrigen Sonntag her und von der Truppenparade. Dazu ist Markt. Eine riesige Menschenmenge umsteht unsere vier Rosse. Und nun, als wir aufsitzen, rufe ich gewohnheitsmäßig den «Chüeri», aber der ist nirgends mehr. Wir fragen ringsum, aber alles zuckt die Achseln. Wir suchen in den nächsten Gassen, und viele Marktbesucher und die Gendarmen und einige Soldaten helfen uns. Aber unser «Chüeri» ist wie vom Erdboden verschwunden, und doch war er gleich vorher noch um unsere Pferde. Wir kommen in große Sorge um ihn. Da fährt plötzlich mit Tuten eine elegante Limousine durch die Menge heran und hält bei uns, und ein Livreechauffeur

steigt aus und öffnet den Wagenschlag, und wer flitzt heraus: unser «Chüeri», und springt an mir hoch und jauchzt und jault! Der Chauffeur spricht ein wenig französisch und erklärt uns, er hätte seinen Herrn, einen Minister, hergeführt, und da müsse unbemerkt unser Hund in die Limousine hereingepfeilt sein, und er habe nichts bemerkt und sei weggefahren. Nach etwa fünfzehn Kilometern habe er einmal zufällig in den Rückspiegel geschaut, und da gravitatisch einen Hund auf dem Rücksitz thronen sehen, einen Hund, wie es in ganz Griechenland sonst keinen gebe, einen Hund, wie er noch nie einen gesehen habe. Wäre es ein gewöhnlicher Hund gewesen, so würde er ihn einfach hinausgeschmissen haben, aber da sei ihm der Gedanke gekommen, der könne den fremden Reitern auf dem Marktplatz in Jannina gehören, und er habe sich entschlossen, zu wenden und nochmals zurückzufahren. Man kann sich denken, wie wir da erleichtert aufatmeten und uns bei dem lebenswürdigen Chauffeur bedankten.

Warnte man uns in Rumänien und Bulgarien vor den Wölfen, in der Türkei vor den Wanzen, so jetzt vor den Briganten, die sich in den Grenzbergen herumtreiben sollen. Eben jetzt hat die Polizei von Jannina eine Razzia auf eine Bande von vier Räubern veranstaltet, ohne Erfolg. Wir lachen. Immerhin machen wir vorsorglich unsere Munition griffbereit: einige Lader kommen in die Rocktaschen, einige in die Satteltaschen, eine Patrone in den Lauf und sechs in das Magazin; der Hauptvorrat liegt vom auf dem Karren. Der frühe Morgen sieht uns bereits im Sattel. Wir ziehen über steile Bergstraßen. Bald entschwindet der langgestreckte blaue See von Jannina unsern Blicken; wir wechseln hinüber nach Kalpaki. Wir marschieren getrennt; denn wenn uns plötzlich im Hohlweg oder auf schmalen Saumpfad vier Briganten mit überzogenem Hahn gegenüberreten, sind wir geliefert. So nehme ich mit «Arbalète» und «Chüeri» dreihundert Schritt Vorsprung, den Karabiner schußbereit auf der Satteltasche. Hinten folgt die Saumkolonne. Max führt die Pferde, und Korporal Pfeuti macht den Schluß mit dem Karabiner in der Hand. Die ganze Geschichte gefällt uns gar nicht schlecht. Es ist prickelnd, und Pfeuti und Max marschieren voller Erwartung. Einer prahlt dem andern vor, wie sie es den «Fötzelhüng reisen wollten». Qui vivra verra!

«Das allerschönste Leben ist das Räuberleben»

Unbezähmte Wildheit, harte Wirklichkeit, seltene Romantik, stille Verträumtheit, unberührte Schönheit - das ist Albanien.

Um es gleich vorweg zu melden: die Briganten der nordgriechischen Grenze haben uns nicht erwischt. Aber ich glaube, ich habe mit ihnen beim Wein gesessen. Immer mühsamer wird der holperige Pfad - harte, zackige Steine, die unsern schweren Mitrailleurkarren rütteln und oft habe ich mit «Arbalète» und «Chüeri» lange zu warten, bis die Saumkolonne wieder in Sichtweite aufgeschlossen ist. Es regnet, und der Sturm zaust an meinem Mantel. Die Nacht bricht herein, als ich Kalpaki erreiche. Kalpaki ist gar kein Dorf: eine einzelne kleine Pinte steht an der Weggabelung. Als ich «Arbalète» mit dem Mantel zugedeckt habe, trete ich in den niedrigen, rauchgeschwärmten Raum. Ein Petrollicht flackert an der Wand, ein einziger Tisch, ein struppiger Wirt und am Tisch bei einem Glase Wein zwei struppige Gestalten, lange, doppelläufige Flinten zwischen den Knien. Wir mustern uns gegenseitig, und auf meinen Abendgruß haben sie nur ein Murren. So setze ich mich hinter den Tisch an die Wand und bestelle einen heißen Tee. Neben mir sitzt «Chüeri» und knurrt leise. Den

Karabiner halte ich zwischen den Knien, wie sie. Sie sehen aus wie Briganten; doch sind es wohl nur Bauern, Hirten oder Jäger. Der eine hat ein schreckliches Gesicht: einäugig, und auf diesem Auge schielt er noch. Er spricht italienisch und möchte vieles wissen über Woher, Wohin, Weshalb, ob mein Hund ein Jagdhund sei, ob er den Mann angehe, wie viele Patronen ich laden könne und ich möchte ihm doch mal den Karabiner geben, er interessiere sich für fremde Waffen. Das scheint mir einleuchtend; aber den Karabiner könne ich nicht hergeben, das sei ein automatisches Gewehr mit sechzig Schuß in der Minute, mein Hund «una bestia rapacei», ein besseres Raubtier. Er lächelt halb ungläubig, halb geringschätzig. Dann schlägt er vor, um eine Flasche Wein Hölzchen zu ziehen. Da die Saumkolonne immer noch nicht hörbar ist, bin ich einverstanden. Der Wirt muß auch mit zum Tisch. Jeder erhält sechs Streichhölzchen. In der rechten Faust kann man beliebig viele dieser sechs Hölzchen verbergen, dann legt man die Faust auf den Tisch und kehrum muß jeder die Gesamtzahl der Hölzchen in den Fäusten erraten. Wer richtig rät, darf ein Hölzchen weglegen, und wer zuerst keine mehr hat, ist Sieger. Wem das letzte Hölzchen bleibt, der muß die Zeche bezahlen. Schon beim dritten Kehr bemerke ich, daß der Einäugige mogelt - er hat wohl ein Dutzend Hölzchen, die er nach Bedarf unter dem Tisch verschiebt. So nehme ich ihm plötzlich auch die linke Hand auf den Tisch, und wohl oder übel muß er sie öffnen. Sein Genosse und der Wirt fallen mit vielem Schimpfen über ihn her. Wir beginnen von vorn. Der Wirt verliert - Wirte haben in solchen Sachen immer ein besonderes Pech. Aergerlich stellt er die Gratisflasche auf den Tisch, und die zwei quittieren für seine unfreiwillige Spende mit Hänseleien. Nach unserm Gelde kostet der Wein fast nichts: so erkläre ich, die Flasche bezahlen zu wollen. Trinken kann ich diesen griechischen Landwein zwar nicht. Die Winzer setzen den Trauben Baumharz zu, um den Wein gegen die Hitze haltbarer zu machen. Daß ich den Wein freiwillig bezahle und nicht einmal davon trinke, geht über das Begriffsvermögen meiner Tischgenossen. Der Wirt ist sichtlich froh darüber; doch der Einäugige hat seine eigene Kalkulation in dieser Sache: er fordert vom Pintenbesitzer noch eine Flasche, denn er habe verloren, und der Wirt mault zurück, verloren hätte er wohl, aber nicht betrogen. Beinahe geraten sie aneinander. Da hören wir Pferdegetrappel: die Saumkolonne ist da. Höchst verwundert treten alle drei mit mir unter die Türe, und wieder möchte der Zyklop allerlei wissen. Aber wir haben keine Zeit mehr und ziehen weiter in die regenschwere Nacht. Nach zwei Stunden erreichen wir das letzte, hoch gelegene griechische Bergdorf und finden für unsere Rosse einen kleinen Schuppen, für uns ein freundliches Quartier und einen besonders dicken, asthmatischen Wirt, der schon ordentlich ins Schnaufen kommt, wie er jedem von uns vier Eier in die Pfanne schlägt, eine goldgelbe Omelette zu braten.

Am Hang des kleinen Bergdorfes blühen die Bäume. Ein herrlich klarer Morgen breitet sich nach dem reinigenden Regen der verflossenen Nacht über eine Hochgebirgswelt von unvergeßlicher Pracht. Wieder eine Paßstraße, die oft in steilen Kehren ansteigt und fällt. Oben auf luftiger Höhe der griechische Grenzposten. Nochmals gastfreundlich ein türkischer Kaffee beim griechischen Infanteriehauptmann, der diesen Posten kommandiert - dann geht's einige Schritte hinüber zum albanischen Posten: ein Soldat in feldgrauer, nach Schnitt italienischer Uniform mit einer hohen Mütze mit Sturmband, wie sie die Lützower in den Befreiungskriegen trugen; ein Zollbeamter, der ausschaut wie ein lieber Großvater - überhaupt keine Zollformalitäten. Vor den Hufen unserer vier Rosse liegt das Königreich Albanien.

«Guter Mond, du gehst so stille ...»

Wir durchziehen ein Land eigenartiger, unberührter Romantik. Malerisch die Kostüme der Bauern, die Ziegenfellkleider der Hirten, der zerlumpten Eseltreiber, die Kleinbürger der Provinzstadt im weißen, schwarzen, grünen oder roten Fes, die Imane und Muezzins, die noch die alte arabische Tracht tragen, die tief verschleierten Frauen, die bronzefarbenen Zigeunerinnen. Die Albaner bekennen sich zu zwei Dritteln zum Islam. In den Städten und Dörfern finden wir wieder die Minarette, wenngleich keine so stolzen Moscheen wie in Stambul.

Wir steigen nieder in ein langgezogenes Hochtal: beidseitig gigantische Bergketten, die Flühe werfen die Jauchzer der Saumkolonne zurück. Wir fühlen uns seltsam beglückt: Berge ringsum und schneebedeckte Kuppen und ein goldenes Abendlicht, das bald hinter dunkelblauen Gipfeln dämmernd erlischt. Nur die Straße ist hart: großwürfliger, mit Steinhämmern gebrochener Kies, scheinbar wahllos hingeworfen, hier etwas mehr, dort etwas weniger, den Bauern mit ihren Eselein und Maultieren und kleinen Zigeunerpferdchen das Einstampfen überlassend.

Am meisten gefällt uns der albanische Gruß, die flache Hand waagrecht vor die Brust gehalten: Mirmengies, Zotni! (Guten Tag gebe dir Gott, Herr!)

Albanien hat zwei Währungen: den Leka, dem französischen Franken entsprechend, und den Goldfranken nach Schweizer Währung. Hauptverkehrsmittel sind und werden wohl hierzulande immer bleiben das flinke, kleine Eselein und das kleine, struppige Pferd. Mit einem unverständlichen Vertrauen verlassen sich die Albaner auf den sichern Tritt schmalgefesselter Eselsbeinchen; uns graust, wenn sich ein beleibter Händler über holperigen Stein hart am Abgrund hintragen läßt und dazu unbekümmert mit den Beinen über den Rand des Saumweges baumelt. Sehen wir auch selten eine Tiermisshandlung, so ist doch das Leben dieser Esel, Maultiere und Zigeunerpferde ein einziges Martyrium. Es gibt Treiber, die ihrem Esel das ganze Jahr den Saumsattel nie vom Rücken nehmen. Dazu ist dieser Saumsattel mit Stegen bis zur halben Halslänge versehen, so daß das Tier nicht einmal seinen Kopf frei bewegen kann. Bezieht die Saumkolonne einen Stall so schirren wir mit unsern Rossen auch gleich alle anwesenden Eselchen ab. Dann gibt es lange Gesichter, wenn die Treiber vom Markte wiederkehren. Oft will einer reklamieren; aber wir putzen ihn gleich so ab, daß er froh ist, stillschweigend seine Sachen zusammenzusuchen.

Ein Nachtmarsch bei herrlichem Vollmond vierundachtzig Kilometer weit über eine wohlgebaute, italienische Militärstraße durch endlose Sümpfe, in denen Millionen Frösche quaken, hinüber nach Durazzo. König Zogu weilt eben auf dem hochgelegenen Schloß; die kleine Hafenstadt ist überfüllt mit Militär. Sonderbare Gerüchte zirkulieren: eben hat der König mit Italien ein neues Finanzabkommen getroffen. Albanien hat dafür gewisse Militärlasten zu übernehmen, Maultiere und Pferde zu stellen. Die ganze Nacht durch begegneten uns einrückende Reservisten. Dreißigtausend Mann sollen aufgeboden sein.

Durazzo ist im Umbruch: neben alten, niedrigen, lotterigen Türkenhäusern moderne Neubauten, sogar ein gepflegter Boulevard hinunter zum Strand. Düster die alten venezianischen und türkischen Burgmauern der kleinen Stadt. Auch Tirana bietet das gleiche Bild: hypermoderne Wolkenkratzer neben niedrigen, baufälligen Häuschen, weite ganz neue Parkanlagen und zwanzig Schritte davon

holperige, enge Gassen. Malerisch das Treiben auf dem Markt. Man muß nach Albanien gehen, um noch wirklichen Orient anzutreffen.

Wiederum ein Nachtmarsch und herrlicher Mondschein und endlich ein Abenteuer. Ganz allein zieht die Saumkolonne durch riesige Sümpfe, knorrige Akazienwälder, hügel auf, hügel ab, durch eine beispiellose Stille. Der Weg führt durch den Busch von Mamuras. Mit «Arbalète» und «Chüeri» habe ich die Vorhut; denn wieder wurden wir gewarnt. Ein Feuer im Busch. Ich glaube schon, mit der Saumkolonne unbemerkt daran vorbeizukommen. Aber die Leute, die dort lagern, haben einen Hund, der uns verbellt, und unser «Chüeri» weiß nichts Klügeres zu tun, als zurückzumaulen. Sechs abenteuerliche Gestalten erheben sich rasch und eilen auf mich zu. Sie sehen wenig vertrauenerweckend aus; zwei tragen Kopftücher wie Spahis. Im Gürtel trägt jeder zwei oder drei prächtige Museumsstücke von türkischen Handscharen, deren Griffe, mit Perlmutt beschlagen, im Mondschein blinken. Jeder trägt auch eine doppelläufige Flinte. Sie sperren die enge Straße. Ich lasse sie nicht an das Pferd heran, sondern hebe den Karabiner. Was sie mir zurufen, verstehe ich nicht. Aus ihren Handbewegungen entnehme ich, daß ich absitzen und den Karabiner herunternehmen soll. Sie sind höchst erstaunt, daß ich nicht Folge leiste und den Anführer aufs Korn nehme, als er nähertreten will. Aufgeregt sprechen sie auf mich ein. Die Saumkolonne rückt näher. Ich rufe Korporal Pfeuti neben mich, dann verlangen wir energisch Durchpaß. Der Anführer spricht endlich ein gebrochenes Italienisch, behauptet, der Unteroffizier der andern zu sein und der ganze Trupp ein Landsturmkontingent der Territorialtruppen des Königs Zogu. Ich erwidere, daß ich ihm nicht Glauben schenke, da er weder eine Uniform trage noch einen Ausweis mit sich führe; ich würde nun auf drei zählen, wir hätten da automatische schweizerische Armeegewehre mit sechzig Schuß in der Minute, und wenn wir auf den Abzug drückten, wären sie alle sechs tot. Der Anführer protestiert, aber ich zähle: uno - due - und bei «tre» treten die sechs beiseite. Wir lassen nun Max mit dem Saumtier und dem Karrenpferd zumarschieren und halten mit unsern Karabinern die sechs in Schach, bis er verschwunden ist. Dann reiten auch wir zu, aber nur einer nach dem andern: fünfzig Schritte, derweil der andere auf Anstand bleibt. So sind wir den sechs unheimlichen Gestalten bald aus dem Bereich der Flinten und schlagen einen ausgiebigen Trab an. Endlos lang scheint dieser Busch sich zu dehnen. Der Tag bricht an, und wir marschieren und traben. Mitten im Vormittag erreichen wir das pittoreske Städtchen Alessio.



Und hier klärt sich das mitternächtliche Abenteuer auf, und wir lachen nicht wenig. Der Pater Oekonom des Franziskanerklosters zu Alessio versichert uns unter großer Heiterkeit der mit uns beim Wein sitzenden Mönche, beinahe hätte die schweizerische Saumkolonne den Landsturmtruppen Seiner Majestät des Königs Zogu ein Nachtgefecht geliefert; denn diese Buschritter seien doch reguläre, aber nichtuniformierte Territorialtruppen gewesen, die aufgeboten seien, im Zusammenhang mit den Truppenzusammenzügen die großen Durchgangsstraßen zu bewachen.

Malerisch ist dieses uralte Alessio mit seiner gewaltigen venezianischen Burgruine auf steilem Hügel, eng und winklig die Gassen, pittoresk das Leben und Treiben, die winzigen Basars und Bäckerläden, und auf und ab gehend abenteuerliche Gestalten in alten Trachten. Halb mohammedanisch, halb katholisch hat Alessio Moschee und Kirche.

Wiederum geht es durch eine herrliche Gebirgslandschaft hinüber an den See von Skutari. Die Stadt trägt in ihren ältern Teilen das Gepräge der Türkenzeit; im mohammedanischen Viertel sieht man wirklichen, malerischen Orient. Wir logieren in einer kleinen Pinte, weil gleich daneben ein vorzüglicher Stall zu finden ist. Auch von Skutari weg ziehen wir erst im spätern Nachmittag. Herrlich ist dieser Skutarisee und von stiller Verträumtheit seine schilfbewachsenen Ufer. Stundenlang kann man am Gestade hintraben, ohne auf ein Haus zu stoßen. Die Sonne sinkt hinter dunkelblaue Berge, die ersten Sterne blinken, und bald rückt auch der Mond herauf - wir erreichen Koplik. Der albanische Infanteriehauptmann und der Bürgermeister erscheinen und laden uns zu einem Glase Wein; dann gibt uns der Hauptmann zwei Soldaten mit, die uns bis zur Grenze geleiten sollen. Um Mitternacht erreichen wir den einsamen Grenzposten im Gebirge. Ein altes, türkisches Kastell, von dem nur noch der Turm unversehrt die Nöte der Zeiten überstand, dient dem Posten als Unterkunft. Ein Unteroffizier erledigt die Paßformalitäten und läßt türkischen Kaffee brauen, bezweifelt aber, daß wir die jugoslawische Grenze passieren könnten vor Tagesanbruch. Wir marschieren zu, der Unteroffizier mit mir an der Spitze, hinunter an das Seeufer. Beim Grenzstein der Albaner ruft er lange durch die hohlen Hände. Endlich antwortet jemand aus der Finsternis, und bald tauchen drei riesige serbische Infanteristen auf. Sie tragen pelzgefütterte Mäntel. Die Grenzstraße sei bis fünf Uhr früh gesperrt; was sich während der Nachtzeit darauf bewege, erhalte vom hoch gelegenen Fort Maschinengewehrfeuer. Darauf sind wir nicht gerade neugierig, also warten wir. Nachdem wir die Pferde zugedeckt haben, hüllen wir uns in unsere Mäntel und legen uns einmal mehr auf blanken Fels. Je ein albanischer und ein serbischer Soldat bleiben zurück. Der Zufall will es, daß der albanische Soldat ein Zwerg, der Serbe ein Riese von zwei Meter Länge ist. Der kleine Albaner setzt sich nach mohammedanischer Art mit unterkreuzten Beinen auf die Erde, der Serbe lehnt im Mondschein am Grenzstein so plaudern sie zusammen und bilden gleichsam ein Sinnbild ihrer zwei Länder: ein winziger albanischer Zwerg und ein gigantischer jugoslawischer Riese.

«Dobar dan, Gospodin Porucnik!» Guten Tag, Herr Oberleutnant! Als ich die Augen öffne, steht vor mir ein jugoslawischer Feldweibel mit zwei Soldaten. Wir treten uns erst mal die Füße warm, erstellen Marschbereitschaft, dann geht's drei Kilometer bergan auf den jugoslawischen Posten. Der Feldweibel hat schon Tee bereitstellen lassen, Butter, Käse und Brot. Das Mannschaftszimmer ist in tadelloser Ordnung: die Serben zählen seit Jahrhunderten zu den besten Soldaten. Nach kurzem Halt

marschieren wir durch eine felsige Karstlandschaft in vielen Kehren bergauf und bergab, hinunter in die Ebene von Podgorica. Regen setzt ein; bald gießt es wie aus Kübeln.

«Und da keiner wollte leiden, daß der ander für ihn zahle...»

Eine kleine Pinte bei Tuzi. Das halbe Dorf strömt zusammen. Ich frage erst, ob ich albanisches Geld wechseln könne, bevor ich einen Tee bestelle. Aber die Bauern protestieren: hier werde nichts bezahlt. Der Wirt muß Tee vorsetzen und Raki - Raki ist ein starker Pflaumenschnaps -, Brot und Käse, und jeder will bezahlen: sie streiten sich förmlich, und einer stößt den andern vom Schanktisch weg. Wir danken herzlich mit Händeschütteln. Wieder hinaus in den Regen und auf schnurgerader Straße dreizehn Kilometer weit. Die Straße übersetzt einen Canon, wie sie außer in Jugoslawien wohl nur in Amerika vorkommen: tief eingeschnitten in die Felsen ist ein tiefer, schmaler, brausender Fluß.

Drei Offiziere des 38. jugoslawischen Infanterieregiments traben durch den flotschenden Regen heran: «Zivio, Svajcarsca! Zivio! Zivio! Zivio!» Wir schütteln uns vom Sattel aus die Hände. Hinein ins malerische Podgorica, über die alte Türkenbrücke zu den ausgedehnten Kasernen. Die Pferde kommen in die Stallungen des 8. jugoslawischen Artillerieregiments, in weite, strohgefüllte Boxen vor volle Krippen, die Mannschaft zu den Unteroffizieren der Infanterie. General Pandurovic begrüßt mich und teilt mir den Kommandanten der zweiten Maschinengewehrkompanie, einen kleinen, schneidigen mohammedanischen Hauptmann, zu. Die Begrüßung durch den Kommandanten des 38. Infanterieregiments, Oberst Georgievic, in der Offiziersmesse möchte ich nur kurz skizzieren: «Ihre Saumkolonne zu beherbergen, lieber Herr Kamerad, ist selbstverständliche kameradschaftliche Pflicht. Schweizerische Soldaten in unserer Garnison begrüßen zu dürfen, ist uns eine hohe Ehre. Aber darüber hinaus geben Sie uns eine willkommene und mit Begeisterung ergriffene Gelegenheit, Ihrem Lande ein Atom von jener ungeheuren Dankesschuld abzutragen, die alle kriegführenden Armeen Ihrer Armee, Ihrer hohen Regierung, Ihrem wohlthätigen Volke schulden. Ich habe Ihr Land in kurzen zweiundzwanzig Stunden kennengelernt als kriegsgefangener, rekonvaleszenter ungarischer Offizier auf einer Bahnfahrt von Como nach Feldkirch. Es vergeht kein Tag seither in meinem Leben und es sind nun neunzehn lange Jahre her daß ich nicht mit tiefgefühlter Dankbarkeit der liebevollen und aufopfernden Tätigkeit Ihrer Sanitäts- und Truppenoffiziere und Mannschaften, vor allem aber auch Ihrer Damen vom Roten Kreuz gedenke, die uns nach drei Jahren Krieg und harter Gefangenschaft wie ein Wunder erschien. Grüßen Sie Ihr schönes Land in unserm Namen, versichern Sie Ihre Armee unserer unverbrüchlichen Kameradschaft, grüßen Sie vor allem die schweizerischen Frauen! »

Nie sah ich so viele schöne Mädchen und Frauen wie am Garnisonsball in Podgorica. Bis zum ersten Hahnenschrei spielt ein kleines Soldatenorchester und wird zwischenhinein abgelöst durch zwei Dudelsackpfeifer, nach deren quietschenden Weisen wir den serbischen Nationalreigen tanzen.

Der folgende Tag ist Ruhetag für unsere Rosse und zugleich Retablierung, denn seit unserer letzten gründlichen Revision in der Bukarester Garnison ist vieles arg mitgenommen. Oberst Georgievic stellt uns alles Wünschbare zur Verfügung. Die Pferde werden bei der Artillerie beschlagen, unser Karren wird gründlich repariert, Satteldecken und Kleider werden geflickt, Stiefel und Marschschuhe besohlt,

und am Abend dieses Rasttages, als wir von einem Ausflug in die schwarzen Berge zurückkehren, können wir eine tadellose Marschbereitschaft feststellen.

Wir ziehen hinauf in die schwarzen Berge der Czernagorzen, ins sagenumwitterte Montenegro. In Cetinje erwartet mich ein fürstliches Quartier. Das kleine Palais des Königs Nikita diente dem König Peter von Serbien zum Aufenthalt, als er noch Prinz und Emigrant war. Heute ist es Offizierskasino der Garnison von Cetinje. «Chüeri» und ich bewohnen ein illustres Appartement. Hier wurde der in Marseille ermordete König Alexander geboren.

Vor meinen Fenstern ein weiter Platz und gegenüber ein einfaches, graues, langgezogenes Gebäude. Ein französisches Landedelhaus scheint es zu sein: das Königsschloß von Montenegro, heute Museum, genau so belassen, wie es der letzte Fürst der schwarzen Berge auf seiner Flucht vor den Oesterreichern im Jahre 1916 verließ; das Haus eines Landedelmannes auch innen, alles echt und gediegen und von jener feinen Kultur, die nicht prunkt und überladet und doch überaus reich diese mäßig großen Säle und Zimmer ziert. Ein eigener Charme geht von diesen zierlichen Stilmöbeln aus; man fühlt sich glücklich und geborgen und doch wehmütig zugleich. Vor knappen zwanzig Jahren war dies noch ein Königsschloß, hatte Sinn und Leben und Bedeutung, und was davon blieb, ist nur noch Erinnerung.

Der Erzbischof von Montenegro, ein feinsinniger Greis mit silberweißem Haar, lädt mich zur Besichtigung des Monastirs von Cetinje ein: ein kleines Kloster, umgeben von mächtigen Mauern mit Schießscharten, aus welchen die Mönche auf die Janitscharen schossen, als sie ein einziges Mal nach dem Felsenest der schwarzen Berge vorstießen; eine reichhaltige Bibliothek und eine Schatzkammer voll Gold, Silber und Edelsteine, Kronen, Orden, vergilbten Schenkungsurkunden. Derweil der Erzbischof, der fünf Sprachen geläufig spricht und die Geschichte Montenegros kennt, als lese er aus einem Buche, mit mir plaudert, kramt ein Pope mit riesigem, kohlschwarzem Bart aus einer Ecke eine einfache, uralte Holzschachtel hervor: eine Schachtel, wie sie unsere Bäuerinnen im Emmental haben, ihr Nähzeug zu versorgen. Und als er sie öffnet im Halbdunkel, grinst mich der Totenschädel Mahmud Paschas an, jenes türkischen Feldherrn, der einzig im Verlaufe der Jahrhunderte während kurzer drei Tage im festen Cetinje sich festsetzen konnte, wofür ihm später in der Schlacht bei Podgorica die Montenegriner den Kopf von den Schultern hieben. Unweit des Klosters ist eine kleine Kapelle, im weiten Umkreis ein eiserner Zaun, der nicht seinesgleichen hat in dieser Welt: die Zaunstäbe sind lauter türkische Gewehrläufe viertausendzweihundert sollen es sein.

Cetinje liegt als richtiges Felsenest wie ein Adlerhorst in einem steinigen Hochtal zwischen hohen, schneebedeckten Bergen. Nur die Talsohle hat etwas Vegetation: hier und dort zerstreut ein Wäldchen, von Bergkiefern und Zypressen; sonst nichts als Felsblöcke und ewiges Geröll. Vor dem Weltkrieg lebte es vom Hof und den fremden Diplomaten, deren Häuser heute als Wohnungen kleiner Bürger dienen. Die alten Cetinjener erzählen noch von jenen glanzvollen Zeiten, wenn fremde Fürstlichkeiten drunten in der Bucht von Cattaro vor Anker gingen und dann ein langer Zug vier- und sechsspännig Kutschen die Serpentinien emporschlängelte, um über den Lowcenpaß an den gastfreundlichen Hof des Königs der schwarzen Berge zu ziehen. König Nikita, der ein Held war in vielen Schlachten gegen die Türken, der einer der besten Diplomaten der Zeit war und die Interessen der Großen zum Nutzen seines Liliputstaates gegeneinander geschickt ausspielte, war ein wahrer

Vater seines Bergvolkes. Immer trug er die malerische Landestracht, sogar wenn er auf Reisen ging. Sechshundfünfzig Jahre regierte er das Volk der Czernagorzen, war sein Fürst, Feldherr, oberster Richter.

Nach einem Ruhetag wollen wir den Lowcenpaß in Angriff nehmen. Die Nacht über hat's geschneit, und als wir aufbrechen, geht's bereits durch fußtiefen, flotschenden Schnee, und immer dichter wirbeln die Flocken unaufhörlich herab. Der Hauptmann der Traineskadron hat Befehl, uns mit vier Dragonern das Geleite zu geben. Der Major des dritten Bataillons rät uns dringend ab, wir kämen nicht hinüber, und auch der Trainhauptmann und die vier Dragoner, die nach fünf Minuten aussehen wie Zuckermannli, machen bedenkliche Gesichter. Das Postauto muß schon in der untersten Kehre aufgeben und schlittert nach Cetinje zurück. Wir marschieren immer mühsamer. Wenn wir anhalten, um die Pferde verschnaufen zu lassen, umgibt uns eine beispiellose Stille. Der Trainhauptmann ist der Typus des Weltkriegsoffiziers. Vor dem Kriege österreichischer Kadett, hatte er einen Ehrenhandel mit unglücklich auslaufendem Duell, flüchtete nach Serbien, wurde Offizier und machte den ganzen Krieg und vor allem den Rückzug durch Albanien mit, wohl seit Hannibals Zug über die Alpen die heldenhafteste Leistung einer Armee. Alle Teilnehmer dieses serbischen Rückzuges durch das unwegsame Albanien in jenem strengen Winter 1916 tragen den Heldenorden. Hunderttausend Mann sind damals dem Hunger, der Kälte, den Wölfen und den Ueberfällen der Albaner erlegen, und nur die Trümmer seiner Armee konnte König Peter nach Durazzo und Valona bringen. Wie viele jugoslawische Offiziere, ist auch dieser Trainhauptmann Mohammedaner, ein flotter und verlässlicher Kamerad.

Unser schwerer Karren wird zum Pflug. Man sieht die Radsprossen nicht mehr: runde, weiße Scheiben sind's. Wir spannen das dritte Pferd vor. Die Stricke sind naß und reißen. Reservestricke heraus! Wir spannen auch noch «Arbalète» vor. Vier Pferden sind auch die neuen Stricke nicht gewachsen: sie zerfahren beim Anziehen wie Zunder. Wohl zwanzigmal flicken wir, knüpfen wir, kombinieren mit Geschirrtteilen. Alle Stricke, alle Leder reißen. Und immer geht es höchstens zwanzig Schritte. Nur «Chüeri» gefällt dieser Feldzug über den Lowcen. Er schnappt bellend nach den dichten Flocken und schlägt Purzelbäume im hohen Schnee. Immer wieder rät der Trainhauptmann, umzukehren, besseres Wetter abzuwarten. Es ist schon Abend, als wir ein einsames Haus erreichen. Bis hierher hat die Traineskorte Befehl, uns zu geleiten. Aber der Trainhauptmann will uns nicht allein ziehen lassen. Endlich, auf dringende Vorstellungen, daß er sonst nicht mehr nach Cetinje hinunterkomme und für seine Pferde keine Zelte mitführe, verabschiedet er sich unter nochmaligen Warnungen. Im Schneegestöber sind die fünf Reiter bald verschwunden. Immer noch fünf Kilometer bergan. Die schweizerische Saumkolonne ist in ihrem Element: «Zäme, Buebe! Hü, Buebe!» Aber bald geht's einfach nicht mehr. Wir sind wieder einmal naß bis auf den letzten Faden. Mit steifgefrorenen Fingern im eisigen Bergwind nasse Stricke zu knüpfen, erforderte letzte Energie. Wir laden die Hälfte der Last ab in den tiefen Schnee, markieren die Stelle mit einer Zeltstange, die der Sturm vielleicht bald in den Abgrund entführt. Nun geht's, Schritt für Schritt. Neun Uhr nachts sind wir oben. Das Schneegestöber verflüchtigt sich, hört auf. Dafür weht eisigkalt aus dem tiefen Tal herauf der Wind. In vielen Serpentinaen geht's bergab, neun Kilometer weit ins kleine Bergdorf Niegusa. Kühn sind die achtundzwanzig Serpentinaen in den Fels gesprengt, die hinunterführen nach dem schönen Gestade von Cattaro. Von den obersten Kehren sieht man fast senkrecht zwölfhundert Meter

hinab aufs glitzernde Meer. Und welch ein Kontrast: hier oben nichts als Fels und Stein, nicht einmal ein Grashalm ist zu finden - und drunten grüne Ufer mit Palmen und Zedern und dunklen Zypressen! Wir genießen, immer wieder kurz verweilend, bezaubernde Ausblicke auf den «Vierwaldstättersee von Jugoslawien», der sich mit seinen Buchten zu unsern Füßen breitet. Siebzehn Monate lang lag die österreichische Flotte auf diesen stillen Gewässern, mit ihren weittragenden Schiffsgeschützen den steilen Lowcen zu bezwingen. Die Montenegriner mit ihren alten Bergkanonen konnten von ihren Felsnestern aus eine vielfache Uebermacht im Schach halten. Uns Schweizern ein lehrhaftes Beispiel, wie wenige, entschlossene Truppen in den Bergen einem viel stärkern Gegner auch im modernen Krieg Trotz bieten können.

Der Abend sinkt herab, als wir um die letzten Schleifen der Bergstraße ziehen. Offiziere des Küsteninfanterieregiments «Bucht von Kotor» fahren uns im Automobil entgegen und begrüßen uns herzlich. Ein herrliches, romantisches Städtchen, dieses Cattaro, keilartig zwischen wuchtige, uralte Ringmauern mit Bastionen, Galerien, Flankiertürmchen, breiten Wassergräben gepreßt. Prächtige, alte Tore, ein mäßig großer Stadtplatz vor dem Barockbau des Rathauses, schluchtartige, enge Gäßchen, beidseitig mit bunten, kleinen Läden, ein Labyrinth alter Häuser. Cattaro ist das Städtchen der Fußgänger. Ein altes Gesetz verbietet den Wagenverkehr innerhalb der Stadtmauern. So müssen mit den Pferdefuhrwerken auch die Automobile draußen am Quai bleiben. Mittels Handwagen werden die Waren von den Schiffen geholt, die direkt vor dem Stadttor vor Anker gehen. Malerisch die Promenaden mit Palmen und die bunten Segelschiffe am Strand. Vom hohen Fels herab droht eine gigantische Burg.

Das Gericht von Kotor lädt mich ein, hoch in den montenegrinischen Bergen einer Verhandlung beizuwohnen: irgendeinem Zivilprozeß um einige Hufe Weide unter einem azurblauen Himmel in den schwarzen Bergen. Ruhig und sachlich bringen zwei alte Montenegriner in der Tracht ihre widerstreitenden Anliegen vor. Desto wilder stehen die beiden Advokaten aneinander auf, und der greise Gerichtspräsident muß oft besänftigend eingreifen. Ich setze mich etwas abseits und blicke von hoher Warte hinaus aufs Meer. Wie kleinlich sind oft die Interessen der Menschen, und wie gewaltig ist diese immer gleiche Bergwelt und das blaue, unendliche Meer! Und als wir später vor der Abfahrt bei einem Glase Wein sitzen, halten sich die zwei Advokaten brüderlich beieinander und singen und trinken!

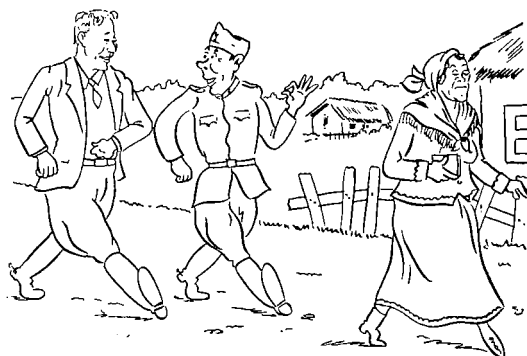
Zwei reizende, kleine Inselchen, die wohl an Böcklins Toteninsel gemahnen, spiegeln sich in den tiefblauen Fluten der Bocche. Sie sollen nicht natürlichen Ursprungs sein, sondern im Verlaufe der Jahrhunderte durch Pilger, die auf kleinen Booten Steine und Felsblöcke hinausfuhren, allmählich aufgeführt worden sein: das Eiland der Muttergottes von Skrpjeo mit seinem massiven, romanischen Kirchenbau und die Insel des heiligen Georg.

Nach einem Ruhetag in schlankem Trab der Bucht entlang über das stolze Perast mit seinen verlassenen Palästen hinüber nach Risani. Kahl sind die Berge ringsum und nur an den untersten Hängen eine südliche Vegetation mit Fruchtbäumen und an der Küste Palmen und Zedern. Drüben liegt mit Kirchen und prächtigen Villen am See die tote Stadt Pricany. Keine Menschenseele wohnt mehr in ihren Mauern. Ob dies wirklich mit einem Aberglauben zusammenhängt, der dieses malerische Seestädtchen als von bösen Geistern besessen verruft, möchten wir bezweifeln. Wahrscheinlicher ist der wirtschaftliche Niedergang dieser Orte, die früher ein Volk weltbekannter

Seefahrer beherbergten und die heute meist nur noch Bruchteile ihrer einstigen Bevölkerungszahl aufweisen. In Risani ist ein Sägewerk, einem ehemaligen österreichischen Offizier gehörend. Herr Meixner machte den Weltkrieg beim bosnischen Feldjägerbataillon mit. Wir sind gleich so gute Freunde, daß er uns zwei Tage lang mit dem Fahrrad begleitet. Die Automobilkompanie von Risani läßt uns nicht durch: wir müssen mit den Offizieren zu Tisch, und dicht am Seegestade speisen wir unter Blumen und Blüten zu einer Jahreszeit, da bei uns gewöhnlich der Winter noch einmal richtig einsetzt. Dann geht's in endlos langem Trab um die Bucht von Kotor, und solange man trabt, man kommt nur wieder nach der engen Stelle zurück, die den Weg freigibt ins offene Meer. Die Küsteninfanterie von Herzegnovi empfängt uns besonders gastfreundlich. Wieder haben «Chüeri» und ich ein stolzes Appartement - im Hotel Bokka: die Zimmer der Königin Maria von Jugoslawien, drei Balkone nach dem Meer.

«Schöne Mädchen wird es geben ... »

Mir zugeteilt ist der erste Schiffsleutnant Cariovic. Beim Mittagessen richtet er unvermittelt an mich die Frage: «Möchtest du sehen, Kamerad, das Dorf von die schönen Frauen, schönste Frauen von Jugoslawien?»



Natürlich möchte ich das sehen. So fahren wir am nächsten Morgen, einem strahlenden Sonntag, hinauf nach Gruda. Hier hatten die reichen Patrizier von Ragusa in vergangenen Zeiten ihre Landsitze. Daher treffe man ein aristokratisches Bauerngeschlecht, nur schöne Frauen, versichert mir Cariovic, und da heute Sonntag und Kirchgang sei, würden wir gerade zurecht kommen, sie zu bewundern. Wie wir schon ziemlich weit oben fahren auf der Bergstraße, geht vor uns in der Tracht des Landes eine Frau. «Wirst du sehen, sehr schönes Frau», versichert mir Cariovic und befiehlt dem Chauffeur, langsam zu fahren. Aber es ist eine alte Bäuerin, und Cariovic ist enttäuscht: «Ja, Zufall, aber nächste Frau sehr schön.» Er hat Pech. Die zwei Kirchgängerinnen, die wir überholen, waren sicher sehr schön vor fünfzig Jahren. Ich muß lachen, aber Cariovic bleibt dabei, in Gruda würden wir vor der Kirche schöne Frauen und Mädchen zu Hunderten sehen. Und er hat recht. Wir sitzen auf dem Mäuerchen der Bergkirche an der Sonne, und bis weit in der Runde stehen die Bauern in ihrer Sonntagstracht, weil sie in der kleinen Kirche nicht mehr Platz finden. Eine Messe für den ermordeten König Alexander wird gelesen. Und dann entströmen der Kirche die schönen Frauen und Mädchen von Gruda, eine schöner als die andere in ihrer malerischen Tracht, und Cariovic ist sehr befriedigt,

wie wir wieder den Berg hinunter fahren: «Hast du nun gesehen, Kamerad, sehr schöne Frauen in Gruda, schönste Frauen von Jugoslawien.»

Dubrovnik, das alte Ragusa, die Perle Dalmatiens: herrliche, mittelalterliche Patrizierstadt mit Ringmauern und Türmen, mit ihrem abendlichen Korso schönster Frauen. Hier finden wir uns unter den Kameraden der Marineinfanterie; mich logieren sie im alten Kapuzinerkloster ein. Einen Tag müssen wir bleiben: so will es der General der Kavallerie Vönkovic. Empfang in seinem Patrizierhaus, Empfang in der Kommandeurkabine des Kommandanten der Torpedobootflotte und beim Kommandanten der Unterseeboote. In kleinen, niedlichen Kajüten, die uns bei Matrosenmusik leise schaukeln, bis zum ersten Hahnenschrei. Die Stunden rasseln herunter wie die Gurte am Maschinengewehr.

Drei gewaltige Märsche mit einem ordentlichen Manko an Schlaf durch die Grenzgebiete der Herzegowina, meist durch die öden Felslandschaften des Karst und wieder hinunter an die Riviera von Split. Das Riesenstandbild des Slawenapostels Gregorius scheint uns allerdings in der Enge des kleinen Domplatzes und des Gäßchengewirrs schlecht am Platze: es wirkt erdrückend und fast erschreckend, und man kann gar nicht Distanz genug gewinnen, es geruhsam zu bewundern.

Der mächtige Kaiserpalast Diokletians und die Museen Splits sind sehenswert: Inschriftensammlungen der antiken und römischen Zeit, Statuen Torsi, Büsten und Köpfe, Basreliefs und Fragmente, Terrakotten, Gemmen, Werkzeuge aus Bein und Metall, reich die Sammlungen alter Gewebe und Trachten, die Erzeugnisse der Goldschmiedekunst und die Galerie der bildenden Künste.

Mit Hauptmann Spajic reite ich hinüber nach Salona. Das 13. Infanterieregiment hat mir das beste Pferd zur Verfügung gestellt, eine Anglo-Araber-Stute mit ungemein viel Temperament. «Ljuba-Liebling» versucht mehrmals, mit mir durchzugehen; aber sie bringt es nicht fertig. So tänzelt sie aufgeregt an der Kandare, und merkwürdig schnell sind wir im zehn Kilometer entfernten Salona. So interessant und so ausgedehnt wie Pompeji ist Salona nicht; aber es könnte es sein. Doch fehlt es an Geld, die ganze alte Stadt auszugraben. Hier kann jeder ungefragt in den alten Ruinen herumstochern und für wenige Dinar von den Umwohnern alte Münzen und Zierstücke von Sarkophagen erwerben. Salona ist die Gräberstadt der Sarkophage. Ueber fünfhundert hat man ausgegraben, und mit Ausnahme eines einzigen waren alle durch Grabräuber alter Zeiten erbrochen und ihrer Schätze beraubt: wurde doch diese einst sechzigtausend Einwohner zählende Stadt des oströmischen Kaiserreiches im Jahre 639 von den wilden Avarn vollständig niedergebrannt und zerstört.

Zierlich tänzelt «Ljuba» zwischen den einzelnen Sitzreihen hinab in die Arena des Amphitheaters zu Salona. Sechzehnhundert und einige Jahre sind es her, daß hier wie im alten Rom vor dem mächtigen Kaiser Diokletian die Sklaven unterjochter Völker aller Himmelsstriche ihre Kampfspiele aufführten.

Oede und hart sind die Felswüsten des Karst hinüber nach Sebenico, und endlos lang, scheinen uns die zweiundsiebzig Kilometer. Selten eine Schafherde, über die wir uns wundern, denn was mögen die wolligen Vierbeiner in diesen Steinen zu naschen finden! Nur um die spärlich gesäten Dörfer herum ist einiges Kulturland, oft in kleinsten Stücken zwischen Trockenmauern wie ein Kleinod gehütet. Einst sollen alle diese felsigen Gebirgszüge reich bewaldet gewesen sein. Frühere Jahrhunderte kannten die staatliche Fürsorge für die Wälder nicht; ein kurzsichtiger Raubbau der

Bewohner, Kriegszüge, Brände dezimierten immer mehr den Baumbestand und ließen diese sonndurchglühten Steinwüsten zurück, über welche die Bora hinwegfegt und vollends jedes Leben ertötet. In den Talsenken, wo der tödliche Wind nicht hinfegt, ist oft ein kleiner Flecken üppigste Vegetation.

Zur Zeit unserer Reise stockt der Holzabsatz zufolge der Völkerbundssanktionen gegenüber Italien. In den Häfen liegen riesige Mengen Bau- und Brennholz aufgestapelt, die früher schlankweg von italienischen Frachtdampfern abgeschleppt, heute keine Käufer finden. Doch, wie mir ein alter Handelsschiffskapitän versichert, «darf uns dies nicht verleiten, ein gegebenes Wort zu brechen: Jugoslawien hat seine Unterschrift unter einen Vertrag gesetzt und hält ihn, so sehr ihm dies zum Schaden gereichen mag.»

Sebenico oder Sibenik - die Jugoslawen lieben es nicht, wenn man die dalmatinischen Städte nach italienischen Namen nennt - hat als Infanterie- und Marinegarnison besondern Ruf. Wird ein Offizier hierher abkommandiert, dann lächeln seine Kameraden und laden sich zur Hochzeit ein; denn selten soll einer von der Sibeniker Garnison frei und ledig und ohne Ring am Finger davongekommen sein. Wir wundern uns nicht darüber, wie wir auch hier den Korso schöner Dalmatinerinnen sehen, und besonders am Abend nicht, wie bei einer Soirée im Offizierskasino klassisch schöne Frauen am Arm junger Fregatten- und Korvettenleutnants über das Parkett schweben.

«Das Sekretärin von Herrn Oberst ... »

Wiederum sechzig Kilometer durch den öden Karst, und endlich tauchen im Abendlicht die ersten Häuser und Hütten von Benkovac auf. Die Garnison des 11. jugoslawischen Infanterieregiments liegt auf der andern Seite des Dorfes, und bei unserem Näherreiten tritt die Wache ins Gewehr, und wir geben die Parole und können passieren. Der Regimentskommandant, Oberst Rubiovic, ist ein kleiner, bärtiger Mann. Er umarmt mich, und ich muß ihn auf seinen Bart küssen, wie das slawischer Brauch ist. Viel lieber wäre es mir, er würde dazu seine hübsche Sekretärin abkommandieren, die hinter ihrer Schreibmaschine sitzt. Sie haben in der königlich-jugoslawischen Armee uns etwas voraus, so eine Art FHD, die wir erst seit dem Zweiten Weltkrieg bei uns mobilisierten, als nützliche Helferinnen. «Kann ich dir nicht viel bieten, liebes Kamerad. Benkovac kleine Dorf, nix los, aber gutes Glas Wein wirst du trinken, und hier dein Kamerad, Oberlainant Boborow, ist sich zugeteilt zu dir und wirst du Wünsche ihm sagen alle.» Und damit begrüßten wir uns, der mir zugeteilte Verbindungsoffizier und zweite Adjutant des Obersten, ein zaristischer Emigrant und selten schöner Offizier, groß und schlank gewachsen in seiner dunklen Uniform mit den Glanzstiefeln - wie ein Operettenstar. Wir verabschieden uns, Boborow will mir zuerst mein Zimmer anweisen und Ordonnanzen zuteilen, und so stiefeln wir zusammen dem Offizierskasino zu, und er spricht ein herrliches gebrochenes Deutsch. Plötzlich bleibt er stehen: «Kamerad, hast du gesehen das Sekretärin von Herrn Oberst?»

«Hab ich gesehen, Kamerad, natürlich hab ich sie gesehn!» bestätige ich.

«Schöne Fräulein, was?»

«Ja, sehr schönes Fräulein.»

«Ja, aber das ist sich dir eine verfluchte Hure, die will und will nicht mit mir schlofn.»

Unten am Karst klebt die italienische Hafenstadt Zara als winzige Uferenklave am gewaltigen Jugoslawien. Dreitausend Mann hat Mussolini dort garnisoniert, und wenn sie abends die Giovinezza blasen, und der Wind landeinwärts weht, hört man sie oben in Benkovac. Wir trinken und politisieren, und die jugoslawischen Offiziere sind empört über den ohnmächtigen Völkerbund, der den Eroberungszug nach Abessinien nicht zu verhindern vermag. Und wie der Vorpostenleutnant melden kommt, sie hätten in Zara unten wieder geflaggt, die Bomber des italienischen Diktators hätten wohl einen neuen Sieg über die armen Neger errungen, machen die Offiziere finstere Gesichter. «Nix gut, Völkerrunt, immerr nurr viel sprechen und nix machen, gar nix gut!», meint ingrimmig Oberst Rübiovic. Ob wir in Helvetia Angst hätten vor Italien? Ich lache:

«Wir? Angst? Wir haben gar keine Angst! Wir haben Berge und Soldaten!»

«Ist sich serr gut, Berge und Soldaten! Wir auch haben Berge und Soldaten! Wenn Italianni kommen, alles kapput wir machen, alles, kapput! »knurrt der Herr Oberst. Und sie stoßen an mit mir und wir singen! Ach, wo mögen sie heute sein, diese flotten jugoslawischen Offiziere und Soldaten von Benkovac?

Boborow packt noch eine Flasche dalmatinischen Weins unter den Arm, wie er mich weit über Mitternacht ins Zimmer begleitet. Wir trinken noch ein Glas, und er schwärmt von Frauen und Abenteuern.

« Du auch viel schlof'n mit Fröulein, Kamerad? », möchte er wissen.

«Ich? Ich bin doch verheiratet», suche ich der inquisitorischen Frage auszuweichen.

«Verheiratet? Macht nix. Ich in Bucuresti immer viel schlofen mit Fröulein, ledige Fröulein, verheiratete Fröulein, gescheidete Fröulein und Fröulein, was ist gestorben das Mann.»

«Witwen - lustige Witwe ... », lache ich.

«Jo, sehr lustik, oh war sich serr gutt. Söne Fröulein in Bucuresti, Kamerad, sehr söne Fröulein. Aber hier in Benkovac? Nix ist, gar nix, nix gutt. Und worum ich müssen sein hier? Wegen Fröulein, was ich gedacht habe, ist lediges Fröulein, was aber war verheiratetes Fröulein. Ich in Theater in Bucuresti, sehen sehr sönes Fröulein sitzen bei ältere Herrn, ich denken, ist sich Tochter von ältere Herrn, schreiben kleine Billet auf Visitkarten in Pause und geben lassen Fröulein, was aber nicht war Tochter von ältere Herrn, was war verheiratet, auf dieses Herrn, was war Oberst in Kriegsministerium und darum ich sein hier in Benkovac, oh, ist sich serr traurig.»

«Strafversetzt?»

«Jo, strafersetzt.»

«Wegen so einem kleinen Billett, das du der Frau Oberst geschrieben hast?»

«Jo, hat sich Herr Oberst aus Kriegsministerium geschrieben an unsere Oberst, daß Fröulein, was er ist verheiratet auf sie, Brief bekommen von Oberlaintnant, was ist von seine Regiment und daß das eine große Skandal und verboten muß sein. »

«Nun, also! Das war doch nicht so schlimm ... »

«Nicht schlimm? Oh, war sich sehr schlimm. Wenn du willst schlofen, Kamerad, mit so söne Fröulein, was sind verheiratet mit Oberst, mußst du schreiben viele Brief, nicht nur eine Brief... »

«Ah, dann hast du also viele Briefe geschrieben an die Frau Oberst?»

«Alle Tag hab ich geschrieben und Blumen schicken ... »

«Ja bist du denn verrückt?»

«Gans verrückt auf söne Fröulein! Aber Oberst, was verheiratet auf sie, alle Briefe gefangen und dann warr serr zornig und hat sich gerufen unsere Oberst und unsere Oberst hat gerufen mir und sagen: Oberlaintnant Boborow, Arrest werd ich dir nicht geben, wirst du gehen nach Benkovac auf swei, drei Jahre, sehr söne Fröulein in Benkovac, wirst du sehn! Und jetzt ich sein hier, und wo ist söne Fröilein, Kamerad, he? Nix söne Fröulein in Benkovac.»

«Geld, Geld, regiert die Welt!»

Wenn man bis zu den Türken reitet mit vier Rossen und zwei Mann und einem Hund und in sieben Monaten durch zehn Staaten zieht, dann kostet das Geld, viel Geld. Es ist nicht ratsam, diesen Mammon auf sich herumzutragen, und auch Reiseschecks so vieler Währungen können verloren gehen, wenn man in Zelten schläft und in Karawansereien mit allerlei Leuten, die man vordem nie sah und im Leben nie mehr sehen wird. So hatte ich nie mehr als tausend Franken auf mir und ließ mir von Bern aus Anweisungen geben auf Post und Banken der verschiedenen Etappen von den Alpen bis ans Goldene Horn und von Athen bis Innsbruck auf dem Rückmarsch. Zweimal klappte es nicht, in Nordgriechenland und in Albanien, und so haben wir noch einige tausend Dinars, und es muß langen bis Susak bei Fiume, und Hafer werden wir auch noch kaufen müssen. Es wird zu Mittag wieder einmal Konserven geben und eine Knorrsuppe aus dem Vorrat, drunten im Obrovac, bevor wir in die Berge Kroatiens reiten. Der Korporal Pfeuti und Max, unser Rekrut, sind nicht sehr erbaut von diesem Verpflegungsbefehl: immer nur Konserven in diesem verdammten Karst.

Die Pferde am Zügel, geht es zu Fuß bergab, aus der Felswüste in ein paradiesisches Tal, an einen jugoslawischen Fjord wie in Norwegen. Hundert Kilometer weit hat sich das Meer in einem schmalen Arm mit vielen Windungen in das Gebirge gefressen im Verlaufe von Jahrmillionen, und das Erlebnis ist unvermittelt und groß. Eine alte, zerfallene Türkenfestung droht über der kleinen Stadt Obrovac, üppig ist die Blütenpracht und die Hänge sind besät mit Blumen, Palmen und Zedern und schattenspendende Olivenbäume legen einen grünen Gürtel um Mauern und Fluß. Dreimal in der Woche landen zwei richtige Meerdampfer am Quai, und die kleine Stadt strömt herbei, und jung und alt ergeht sich am schmalen Uferstrand, und die Ankunft dieser Postdampfer ist die Sensation der kleinen Stadt. Heute aber ist es still, und das Städtchen erscheint wie ausgestorben. Wir haben unsern Rossen die Kopfsäcke angehängt und bemühen uns, am Uferdamm ein kleines Feuerchen anzublasen, um unsere Konserven zu brodeln. Da erscheint über den Platz ein würdiger alter Herr im Frack mit einem großen, breitkrempigen Hut, und er schwingt ihn zum Gruß, und er spricht mich an, als kennten wir uns seit Jahr und Tag: «Dobar dan, Gospodin Porucnik» - «Guten Tag, Herr Oberleutnant.» Und wie ich die Sporen zusammenklirre und die dargestreckte Hand schüttle, stellt er sich vor in jenem köstlichen altdalmatinischen Deutsch aus der Zeit des Kaisers Franzl: «Ich sein das Bürgermeister von Obrovae. Warum hier machen Feier, der Herr Oberlaintnant? Abkochen Suppe? Ist sich nicht nötig. Alles schon bereit. Stadt Obrovac macht sich große Ehre, schwaizerische Offisier und Soldaten Gast von Obrovac.» Und so müssen wir unser Feuer austreten, und es ist wirklich alles bereit. Ein großer Stall in der einzigen Hintergasse, frisches Stroh aufgeschüttet, das den Pferden bis zum Bauche reicht, Hafer in der Krippe und Heu im Barren und zwei junge Burschen, die Stallwache stehn. Der Herr Bürgermeister führt uns in den einzigen Gasthof. Die zwölf Stadträte sind in corpore

da und begrüßen uns, der Tisch ist gedeckt wie zu einem Hochzeitsessen, und es gibt ein herrliches Mahl mit köstlichem Dalmatiner Wein, und der Bürgermeister will, daß wir acht Tage bleiben. Das können wir natürlich nicht, aber diese Nacht will ich zugeben, obgleich wir schon acht Tage im Rückstand sind. Der Herr Bürgermeister war schon zur österreichischen Zeit im Amt. Von seiner kleinen Stadt weiß er nur Gutes zu melden: «Wir sein sehr reiches Stadt, hoben wir eigenes Elektrizitätswerk, eigene Schiffe, was fahren bis Griechenland, hunderttausend Sticker Vieh mit die Kaninchen und Hihner und Swainderl und Meerswainderl.» Alles müssen wir nachher besichtigen, und beim Abendessen geht die Festerei weiter. Am lustigsten ist der Stadtsekretär. Er war österreichischer Reserveoffizier und weiß der Schnurren ohne Zahl von Manövern und alten Erzherzogen und Exzellenzen. Das sei ein Leben gewesen, damals in diesen dalmatinischen Garnisonen! Da sei er einmal Adjutant gewesen beim Feldzeugmeister Juracek in Laibach (Ljubliana), und es sei strenger Befehl gewesen, daß die Herren Offiziere nur mit dem Säbel Ausgang hätten in die Stadt. Und einmal, nach dem Abtreten, habe der Herr Feldzeugmeister aus dem Fenster auf den Hof hinuntergeschaut und grad sei ein Leutnant vorübergegangen ohne Säbel, und Exzellenz habe geknurr:

«Adjutant, siehst du den Laitnant dort ohne Säbel?»

«Jawohl, Exzellenz, der Herr Laitnant geht ohne Säbel.»

«Sofort raufrufen!»

«Zu Befehl, Exzellenz, sofort raufrufen!», habe er gehorsamst gesagt und dann durch die Finger gepfiffen und dem Leutnant über den Hof nachgeschrieen:

«Herr Laitnant, sofort heraufkommen zu Seiner Exzellenz! »

Der Leutnant sei zurückgeeilt und unten im Tor verschwunden und gleich darauf eingetreten, mit dem Säbel an der Seite, denn er habe einfach im Vorzimmer den Säbel Seiner Exzellenz vom Haken genommen und eingesteckt.

Der Herr Feldzeugmeister habe den Leutnant verwundert angestaunt und dann abgewunken:

«Ist gut, Herr Laitnant. War halt a Mißverständnis. Könnens abtreten!»

Der Herr Leutnant habe sich abgemeldet, im Vorzimmer den Säbel Seiner Exzellenz wieder an den Haken gehängt und sei bald wieder über den Hof der Stadt zu, und der Feldzeugmeister am Fenster habe geflucht:

«Kruzitürken, Adjutant, hat der Herr Laitnant nun einen Säbel oder hat er koinen Säbel?»

«Hot er keinen Säbel, Exzellenz.»

«Sofort raufrufen!»

Er wieder gepfiffen, der Leutnant wieder zurück im Trab und unten ins Tor und gleich darauf eingetreten mit dem Säbel Seiner Exzellenz im Koppel. Der Feldzeugmeister habe den Kopf geschüttelt und gegrinst und wieder abgewunken: «Ist gut, Herr Laitnant! War halt wieder a Mißverständnis. Könnens abtreten!»

Der Leutnant wieder hinaus, Säbel aufgehängt im Vorzimmer und wieder über den Hof ohne Säbel. Da habe Seine Exzellenz verschmitzt gezwinkert:

«Hot der Herr Laitnant nun einen Säbel oder hot er keinen Säbel?»

«Hot er keinen Säbel, Exzellenz.»

«Des mechte man glauben, Adjutant, aber er hot einen Säbel!»

Auch der Herr Bürgermeister weiß drollige Geschichten vom alten Juracek. Er habe einmal die Abrechnung über Befestigungen in Dalmatien nach Wien geschickt, kurz und bündig in zwei Zahlen: «Erhalten 185'000 Kronen, ausgegeben 185'000 Kronen, Juracek, Feldzeugmeister.» Die Kriegsministeriumskanzlei habe natürlich diese Abrechnung zurückgeschickt, Seine Exzellenz möge eine detaillierte, genaue Aufstellung der Einnahmen und Ausgaben einsenden. Der Kommandant von Dalmatien habe die zweizahlige Abrechnung unabgeändert wieder nach Wien gesandt, aber mit der Fußnote: «Wer's net glaubt, is a Trottel! Juracek, Feldzeugmeister.» Da habe der Kriegsminister selbst ein Begleitschreiben der nochmaligen Rückweisung beigegeben, Seine Exzellenz möchten doch die Güte haben, es sei unabdingbar, genaue Rechnung abzugeben. Und wieder ging die Abrechnung unabgeändert nach Wien mit einer zweiten Fußnote: «Wer's net glaubt, is a damischer Trottel!» Da blieb dem Herrn Kriegsminister nichts anderes übrig, als diese Abrechnung dem Kaiser Franzl in einer Audienz vorzulegen, und Seine Apostolische Majestät kraulte sich den Backenbart und meinte: «Glauben Sie's net? - I glaub's!»

Als dann einst Franz Joseph die Befestigungen von Ragusa (Dubrownik) inspizierte, berührte er die Mauern eines Forts und schüttelte den Kopf: er hätte geglaubt, seine Festungen an der Adria seien aus Gold, nun seien sie nur aus Stein und hätten doch viele hunderttausend Kronen gekostet. Was würde wohl der gute alte Franzl zu den Hundertmilliarden-Rüstungsbudgets unserer irrsinnigen Zeit sagen?

«Ja, man muß es halt verstehn, mit den Weibern umzugehn..»

In meinem Balkanbuch wäre nachzulesen, wie wir durch das romantische Kroatien ritten, hinauf nach dem heimeligen Slowenien. All das habe ich damals aus dem unmittelbaren Erlebnis erzählt, und daß wir gleich durch zwei Generäle begrüßt wurden im schönen alten Laibach (Ljubliana) oben, von Kavalleriegeneral Nedeljkovic und von Artilleriegeneral Jovanovich.

Unsere vier Rosse kommen in die Stallungen des 16. jugoslawischen Artillerieregiments und die Mannschaft zum 2. Radfahrerbataillon. Als Ordonnanzoffizier erhalte ich zugeteilt den Radfahreroberleutnant Ilkovic, einen flotten, blondlockigen, jungen Offizier, wie sie selten anzutreffen sind im dunkelhaarigen Jugoslawien. Es gibt da noch alte k. k. Unteroffiziere und Feldwebel, die von der kaiserlich-österreichischen Armee übernommen wurden und noch ihren alten Jargon haben. Wie wir über den Kasernenhof von Laibach schreiten, der Ilkovic und ich, hören wir grad so eine Instruktionslektion von einem schnauzbärtigen, alten Wachtmeister vor einer Gruppe deutschsprachiger Slawonierrekruten: «Was is heit fier ein Wochentag? No, ihr wißt's nicht, Klachl, damische! Heit is Mittwoch, merkt euch das! Und warum muß heut grad Mittwoch sein? Ihr wißt's wieda nicht, ihr Ochsen! Heut is Mittwoch, weil gestern war Dienstag und morgen Donnerstag wird sein. Ist das klar?» Ilkovic grinst und gibt mir einen Seitenblick beim Weitergehn: «Noch alte Herren von österreichische Armee, Kamerad. Sollen nicht sagen Ochs zu Soldat, jugoslawischem, ist sich verboten, aber immer sagen! Was soll machen?»

Und dann fährt er fort:

«Brauchst du nicht in Kasernen wohnen, Kamerad. Hob ich schöne Wohnung in Stadt, drei Zimmer und Bad. Mechtest lieber bei mir wohnen?»

Und ohne meine Antwort abzuwarten, winkt er einen Fiaker herbei, und wir setzen uns in den Fond: «Fahr mich nach Haus!» befiehlt er dem Kutscher und der schnalzt mit der Zunge und setzt seinen Gaul in Trab, ohne nach der Wohnungsadresse zu fragen.

«Oalle Kutscher von Ljubliana kennen Wohnung meinige, Kamerad. Immer ich fahren Fiaker in Wohnung mit Braut.»

«Ah, du hast schon eine Braut, gratuliere.»

«Eine?» staunt der Ilkovic, «sieben hob ich, Kamerad, sieben Bräute.»

«Sieben Bräute? Ja, was machst du mit sieben Bräuten?»

«No, so oalle Tage andere. Eine hab ich, was ich gehe immer Montag ins Kino, die Stefska, no, liebes Mädlel, was ist Schneiderin, was immer tut waschen und flicken meine Wäsche, sehr liebes Mädlel, hat Freide an Kino. Dienstag, da gehe mit der Annika, auch sehr schön, aber so große Bildung, nix wie Konzerte und Theater und sehr streng, immer sagen: Küssen ist Sünde. Und auf Theater, he? Was wären Theater ohne Küsse? Oaber Mittwoch ist sich sehr schön, ich geh baden und radfahren mit der Libusca, du, Kamerad, ich sage dir, das ist sich ein Teifel, ein schöner, ganz rote Haare und fesch, sag ich dir, so!» und er zeichnet eine wellenförmige, sehr instruktive Linie in die Luft.

«Ach so, und am Donnerstag gehst du mit Nummer vier und am Freitag mit Nummer fünf und so weiter.»

«Jo, hast du erraten. Aber Donnerstag und Freitag immer wechseln und aufpassen. Einmal mit Roszika, was ist Magyarin, sehr schön, oaber sehr eifersüchtig. Muß ich viel aufpassen. Will nur spaziergehn, ganze Abend, nie auf ein Wein gehn, immer nur spazieren, einmal Donnerstag, einmal Freitag, dann wieda Donnerstag. Immer muß aufpassen mit Maria, was ich auch gehe Donnerstag oder Freitag, ist schön wie Madonna, oaber goar nicht Madonna, will immer tanzen gehn und in Weinstuben und trinken wie alter Husar und eifersüchtig, soag ich diar, Kamerad, eifersüchtig wie der Teifel. Dann hab ich noch eine andere Annika, was ist Fröulein bei Doktor und hat nur frei Samstagnachmittag und immer will gleich schlofn gehn, weil sagt sie, daß serr müde. No, geh ich mich ausschlofn mit ihr, oaber so bald in Bett, will nicht mehr schlofn und is sich goar nicht mehr müde! Du, des ist ein Paprika, diese Annika, muß du kennenlernen, mechtest du auch schlofn mit ihr? No ' ich sag dir, Kamerad, ausruhn wirst du dich da nicht können.»

Der Kutscher hält vor einer Häuserzeile, und wir steigen aus, und der Ilkovic sagt: «Hier bin ich zu Haus, Kamerad, bitt schön», und er öffnet die Haustüre, und wir steigen nur ins Hochparterre. Eine hübsche Junggesellenwohnung übrigens, und der Ilkovic bringt gleich Zigarren und stellt Likör auf, und wir trinken uns zu, und dann dreht er den Radio auf, und es ist gerade eine Reportage aus Rom mit der letzten drohenden Rede von Mussolini, und der Ilkovic dreht gleich wieder ab:

«Nix Mussolini oder möchtest du hören, Kamerad?»

«Nein nicht, du bist mir übrigens noch deine siebente Braut schuldig, wie heißt sie denn?»

«Du, das ist wichtigste. Das ist sich meine richtige Braut, was ich werde verheiraten mit mir, die Elena! Ist sich Tochter aus gute Haus, was ich gehe in Familie, alle Sonntage, serr liebes, Mädlel, serr schön! Möchtest du kennenlernen? Möchtest du mit ihr tanzen gehn, Kamerad?»

«Werden wir sehn! Aber was sagt sie denn zu deinen sechs andern Bräuten?»

«Sagen? Nix sagt sie. Was soll sagen, wenn nichts wissen?»

«Na, hör mal, so eine kleine Stadt wie Laibach, sie wird es erfahren, und sie wird dir die Augen auskratzen?»

«Die Elena? O nein, viel zu liebes Mädchen, nie böse, immer lieb.»

«So, das verdienst du gar nicht, du Casanova!»

«Ich nicht verdienen? Warum nicht? Ich sehr treu, ich nur werde verheiraten mit Elena und keine andere. »

«Na, hoffentlich, und die sechs andern Bräute, die wirst du sitzen lassen. »

«Sitzen loassen? Wieso sitzen loassen? Werden verheiraten mit andere Mann, und gut wirds sein.»

«So, also ich danke dir für die vielen Damenbekanntschaften, und was tun wir heute abend?»

«Willst du tanzen gehn, Kamerad, Mädels einladen? Joa, heut hoab ich die Libusca, aber wo nehmen schnell andere Mädels, brauchen wir zwei Mädels. No, hoab ich noch eine Reservebraut.»

«Eine Reservebraut? Du Aufschneider?»

«Du willst nicht gloub'n? Ist sich sehr schönes Fröilein hier im Hause. Arbeitet so mit alle Finger auf Maschinenschreiben. Soll ich rufen? Ich nur geh auf Treppe und pfeife gleich kommt sie runter! »

«Ich glaub's nicht.»

«Du glaubst nicht? Gleich wirst du sehn!»

Und er geht hinaus auf den äußern Korridor und pfeift durch die Finger, und bald darauf tritt er mit einer hübschen jungen Dame herein und stellt vor:

«Gospodin Porucnik svajcarsci Swarz Gospodica Sopranovic.»

Sie war sehr schön, und sie tanzte sehr gut, die Gospodica Sopranovic.

Malerisch liegt an den grünen Ufern der Save mit Kirchen und Schloß die kleine Stadt Krainburg. Eine Stunde aufwärts, am Fuße der Karawanken, schlagen wird zum letzten Mal unser Zelt auf. Die Pferde lassen wir frei weiden, derweil wir abkochen und lagern. Plötzlich wirft «Franc-Montagnard» den Kopf hoch: irgend etwas muß unsern Goldfuchs erschreckt haben. Er nimmt Reißaus und galoppiert über die Talsohle dahin, gefolgt von unsern drei übrigen Pferden. Wir lassen sie erst ruhig ziehen; schon öfters machten sie vom Lager aus einen kleinen Ausflug und kehrten stets allein zurück. Doch diesmal scheint's ernst zu gelten mit dem Desertieren. Pfeuti schwingt sich aufs Militärrad; aber er vermag nicht zu folgen, und bald sind die Rosse unsern Blicken entschwunden, von Pfeuti eifrig strampelnd verfolgt. Zwei Stunden gehen vorüber, bis er mit den Sündern anrückt, schön Gänsemarsch, wie Indianer auf dem Kriegspfad. Erst in Krainburg habe er sie eingeholt, wo sie ruhig in einer Wiese geweidet hätten, erklärt Pfeuti und ist froh, daß wir ihm sein Nachtessen warmgestellt haben.

Unten am Wurzenpaß steht ein uralter Gasthof. Hier beim Wirt Raisinger - wie gut österreichisch der Name schon klingt! - verbringen wir im gastfreundlichen Jugoslawien den letzten Abend.

«Wer kommt dort von der Höh?»

«Franc-Montagnard» und «Winkelried» ziehen tapfer den schweren Karren bergan, während «Chüeri» seine Freude hat, sich schattenhalb im tiefen Schnee zu wälzen. Oben geht es flach hin durch herrlichen Bergwald, wie in unsern Jurafreibergen. Ich trabe mit «Arbalète» voraus zum Posten. Bei den Jugoslawen sind die Formalitäten sofort erledigt; der österreichische Postenchef weiß von

nichts. So muß ich hinunter aufs, Hauptzollamt Riesendorf. Der Zollinspektor ist der Typus des pfiffig-schlauen und doch gemütlichen Oesterreichers. Sein Posten scheint nicht allzu beschwerlich zu sein: er bringt den Kragen und den untersten Knopf der Uniform wohl seit Jahren nicht mehr zu. Für mein Anliegen hat er ein süffisantes Schmunzeln:

«I woäß von nix! Aus Jugoslawien kommen S' mit Pferd! Joa, dös geiht net so leicht, mai Liaba! An Oaswais hoaben S' von dera Schwaizergesandtschaft in Wien? Zaigen S' her amoal! Joa, oaber doa is joa koa Stampiglie drauf! Woas soll i mit so oam Oaswais oanfang'n, woann's koa Stampiglie drauf is? So a Briaf koann a jeda druck'n loass'n. Bei uans in Estreich gloabt mer net amoal mear dia Hälften, woas druckt wiard! A Stampiglie muaß auf oallem sain, sonst ist's eh nix.»

Und wie ich ihm sage, er müsse bei seinen Akten einen Erlaß des Bundeskanzleramtes haben, er solle ihn suchen, er werde ihn verlegt haben:

«Bei uans wiard amtlich nichts valegt, mai Liaba! Dös möcht ia miar vabet'n hoab'n. Bei uns is oa Ordnung! Deam Landesstatthalter soll ia oanruaf'n? Joa, dafiar hoab i koan Pauschale fiar so Gsprächel! Sia, wollens zoahl'n, dös Gsprächel? No oalso guat. Doa wer'n wa gleich amoal oanruf'n.»

Und nun das Ferngespräch, an dem ich die hellste Freude habe:

«Is dear Herr Landesstatthalter doa? Persehnlich? In oagnener Person? Halten zu Gnad'n, Herr Landesstatthalter, daß i Eahna derranschier! Des is nämlich so oan Gschicht hiar.

Wer doa is? - Halt'n zu Gnad'n, Herr Landesstatthalter, hiar is Bundesgrenzkontrollstelle Riesendorf. Dös is Eahna nämlich oan dringende Oangelegenhait, weshoalb i Eahna derranschieren muaß. Dö is nämlich oan Herr, was will a Oberlaintnant vom Schwaizer Militär sain mit oaner Samkolonie ... »

«Saumkolonne», korrigiere ich vorwitzig.



«Sia reden S' mer net oallweil drein, Sia bringen mia joa draus. - Joa, dös woar net fiar Sie, Eu'r Gnad'n. Oalso doa is oa Samkolonie mit aim Oberlaintnant; oaber im Passerl drin steht eh nix voan Oberlaintnant mit viar Pferd! aus Jugoslawien. - Joa, Sia wissen's schoa, Herr Landesstatthalter? Es is oalles in Ordnung? Joa? I muaß des oa hab'n, joa? Oaber i hoab doch nix! I wer glei nomoal noachschau'n. Oalso frei passier'n loass'n? Zu Befehl, Eu'r Gnad'n; Respekt, Eu'r Gnad'n; joawohl, Eu'r Gnad'n - scho aufgehängt hoat er! Oalso, Herr Oberlaintnant, wollen S' entschuldig'n, bitt scheen, doaß i Eahna net glei gloabt hoab! Wissen S', bai uans doahiar kommen's oalle Tage solche Lackl, woas sag'n, sia sain wer, uand san eh nix. Oalso, oalles in scheenster Oardnung, Herr Oberlaintnant! Oaber jeatz wer i glai noamal noachschau'n. Jessas, doa liagt's joa oben drauff. Teifi noamal, wo hoab i denn eh mei Aug'n ghoabt! Dös is mer a dumme Gschicht. Da weard i mer oan Schnauza

vadiant hoab'n! Oalso, Herr Oberlaintant, is oalles in scheenster Oardnung. Raiten S' nuar zua, hinein noach Estreich. Hoab die Ehre, Herr Oberlaintant - Servus!»

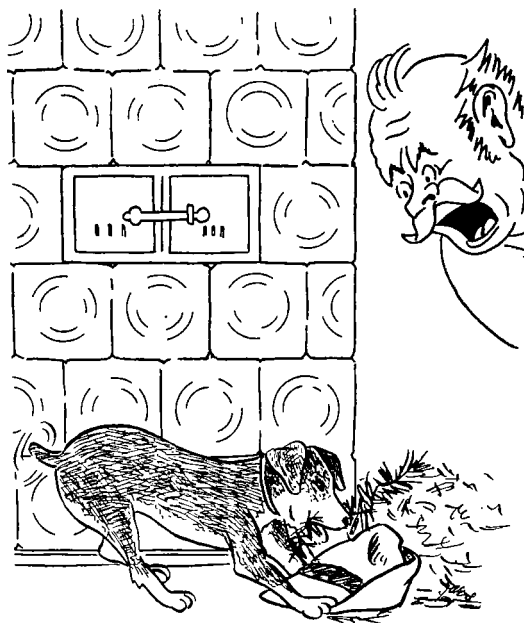
Die Saumkolonne hält am Schlagbaum. Wir verabschieden uns herzlich von den Jugoslawen, prüfen nochmals die Bremsvorrichtung unseres Mitrailleurkarrens - dann geht's bergab. Zu mir gesellt sich ein Wegknecht, und ich muß ihm Auskunft geben über Woher und Wohin und Weshalb. Er lächelt ungläubig, wie ich ihm erzähle, wir kämen jetzt eben aus der Türkei herauf: «Des miassen S' oan oandern aufbind'n, mai Liaba! Des gloabt Eahna net amal oaner, was mit m Konsumbiachl in d'Schual goangen is!» Rüstig schreitet er mit geschulterter Hacke neben mir her zu Tal, und unsere Unterhaltung springt bald auf die Tagesereignisse über; schon nach hundert Schritt habe ich heraus, daß er überzeugter Nationalsozialist ist. Seine Meinung über unser Land ist die übliche und dürfte so ziemlich die allgemeine Auffassung des Volkes hierzulande widerspiegeln, und ich habe einige Mühe, ihn zu belehren. «Iahr Schwaizer said's oalle reiche Leit. Bai Eahna giabt's koane so oarme Teifel wie bai uans.» Ganz sachte tastet er auch meine politische Meinung ab: «Bai Eahna regieren's eh noch dia Sozialdemokrat'n. Des giabt's bai uans net mehr! Wiar hoab'n in Estreich nuar noach zwa Richtungen: dia, woa's fiar oan Oanschiß san, und dia, woa's wiada an Kaisa hab'n woll'n. »Und plötzlich bleibt er stehen und stampft mit der Hacke auf den Boden: «Und woann ma uans schoa net oanschlieaß'n derf'n, dann woll'n wa wenistens wiada oan Kaisa hoab'n, und des woll'n wie! Doa lass'n wie uans net allweil dreinred'n.» Und wie ich ihm versichere, daß ich dagegen nichts einzuwenden habe, daß von mir aus jeder nach des alten Fritz vernünftiger Staatsmaxime auf seine Fassung selig werden könne: «Joa, des gloab i Eahna schoa. Eahr Schwaizer said's imma noblichte Leit gwes'n, woa's dia oandern a leb'n loassen. Oaber dia oandern woall'n net. Oaber des wiard sech eahna net auszähl'n, mai Liaba!»

In Villach, der Hauptstadt Kärntens, werden wir vom 5. österreichischen Alpenjägerbataillon zu Gast geladen. Einen Tag müssen wir in Villach bleiben, und es ist gerade der Ostersonntag. Wie gemütlich ist dieses Villach und welche ungemütliche Ostern beschert es uns. Wie wir früh morgens aus den Federn fahren und in den Kasernenhof hinuntersteigen, schneit es wie mitten im Januar. Dem «Chüeri» gefällt das, als wir hinüber zur Offiziersmesse schreiten. Dann sitzt er erst ganz manierlich neben mir am Tisch, und ich bestelle ihm ein Becken voll Milchbrocken. Aber «Chüeri» ist wohl sehr ungeduldig, und immer findet er bald heraus, wo sich in einem Gebäude die Küche befindet. So bemerke ich erst, daß er nicht mehr neben mir sitzt, wie ich ihn draußen im Korridor plötzlich kläffen und winseln höre, und dazwischen das Zischen eines Katers. Und richtig, wie ich die Türe aufmache, flitzt der «Chüeri» herein, und ihm auf den Fersen mit hochgesträubtem Haar eine Katze. «Chüeri», der keine Dogge und keinen Wolfshund fürchtet, befindet sich auf jämmerlicher Flucht und sucht Schutz bei mir. Da kommt auch schon die Köchin der Offiziersmesse und packt die siegreiche Katze zusammen und erzählt: «Das Hunderl is in Kuch'n einigischlich'n und hoat oam Katzenteller gnascht uand des moags hoalt nicht leid'n, meine Mieke. Wollen S' scheen entschuldig'n, glei bring i dem Hunderl sei Milch eini! » Da hatte er nun einmal für seine Naseweisheit, unser «Chüeri», und seitdem traut er keiner Katze mehr über den Weg und macht einen weiten Bogen um sie herum.

Am Ostermontag, wie wir gegen das Drautal hinaufziehen, hat das Wetter umgeschlagen, und herrlich strahlt eine warme Frühlingssonne nieder und verwandelt die Schneemassen der Bergstraße zu

einem ungemütlichen Geflotsch. Wenn wir traben, spritzt es von den Hufen unserer vier Rosse weit nebenaus, und «Chüeri» zieht vor, die Spitze zu nehmen. In Spittal sind es wieder Alpenjäger, die uns gastfreundlich aufnehmen, und ein alter lederiger Oberleutnant vom letzten Weltkrieg führt uns ins Quartier. Die Alpenjäger als ehemalige Kaiserjäger haben noch die Berechtigung, die stolze Hahnenfeder zu tragen.

Abends sitzen wir mit den Alpenjägeroffizieren und Bürgern von Spittal in gemütlicher Runde, und es geht lustig zu. Diese Spittaler sind witzige und sangesfreudige Leute, und rasch vergehen die gastlichen Stunden. Es rückt schon gegen Mitternacht, wie plötzlich unser lederiger Alpenjäger vom Tische auffährt: «Du sakrischer Hund, du damischer. Woas moachst denn miat maim Huter! Gibs hear, du Sakra, du gscherter!» Und richtig, am Ofen hinten liegt unser «Chüeri» und hält zwischen seinen Vorderpfoten die Mütze des Alpenjägers und hat die stolze Hahnenfeder, Symbol einer heldenhaften Tradition, schon gänzlich zerkaut und zerzaust. Ein allgemeines Hallo und Gelächter scheint er nicht einmal auf sich zu beziehen, sondern kaut ruhig weiter, und ich muß ihm mit vieler Mühe die Mütze aus den Zähnen reißen. Aber der dicke Quartiermeister des Bataillons hat seine helle Freude und verspricht, eine neue, schöne Hahnenfeder auf Kosten der ärarischen Kasse zu nehmen. So ist auch unser lederiger Alpenjäger getröstet und stimmt mit ein in das Gelächter.



Was die Spittaler von sich behaupten: «Wia Estreicha san dia gemiatlichsten Leit uoand wia Kärtna dia gemiatlichsten Estreicha, oaba dia gemiatlichsten Kärtna san wia Drautala, uoand nergends is es ein Drautal soa gemiatlech wia in Spittal!», können wir mit unterschreiben, nachdem wir mit ihnen bei Handorgelspiel beim Weine saßen.

Wir durchziehen die berühmten Kurorte Badgastein und Hofgastein, deren riesige Hotelpaläste noch leer stehen, und dann geht es abwärts durch ein Hochtal mit heimeligen kleinen Dörfern, und wie der Abend niedersinkt, durch die düstern Felsklüfte der Klamm. Unheimlich braust der Wildbach tief unter der Straße in seinem stäubenden Bett, und wir verstehen unser eigen Wort nicht mehr und hören nichts vom klappernden Hufschlag unserer vier Rosse. Um Mitternacht erblicken wir in den letzten

Kehren tief unter uns die Lichter von Lend im Pinzgau und haben damit die Schleife geschlossen, die durch zehn Staaten führte, denn hier vorbei zogen wir vor sechs Monaten gegen Salzburg . Der Wirt am Wegkreuz hat noch Licht. Daß wir nur einen kurzen Imbiß nehmen und nicht über Nacht bleiben, scheint ihn gar nicht zu freuen. Aber er lobt vor allem unsern «Chüeri» und kann sich nicht genug wundern: «Des klai Hunderl hoat's also gschafft, da schau her, welch a fescher Kerl!» Wir wollen gleich die ganze Nacht durch zumarschieren bis ins obere Pinzgau. Eilig traben unsere Rosse durch die stillen, nächtlichen Dörfer. Schlägt ein Hofhund an, dann mault unser «Chüeri» zurück. Es ist eine sternklare, finstere Nacht. Erst gegen drei Uhr steigt ein halber Mond empor, uns zu leuchten, und bald schon folgt die Dämmerung und ein tauglitzernder Morgen. Die Pinzgauer sind Frühaufsteher, und viele erkennen uns wieder: «Griß God, Schwaiza, do schauts hear, da kommens wieda mit dia Pferdl und der klaine Hund is eh a na dabei!» Mit der zunehmenden Sonnenwärme meldet sich das Bedürfnis nach Schlaf. Auch die Pferde sind müde, und «Chüeri» trippelt schön hintenher und macht nicht mehr seine Extratouren links und rechts in die Felder. Sogar das Vieh auf den Weiden, das die Pinzgauer austreiben, um ihr letztes Dürrfutter zu sparen, lockt ihn nicht. Er ist jetzt froh, überhaupt noch nachzukommen. Wir machen einen letzten Versuch, ihn auf dem Karren mitfahren zu lassen, aber gleich ist er wieder am Boden. Ja, der hat eben auch seinen Stolz, unser «Chüeri». Sicher will er sich seinen Ruhm, der einzige Hund gewesen zu sein, der nach Stambul und Athen und wieder zurück nach Bern trabte, nicht schmälern lassen. Neun Uhr vormittags langen wir am Wegkreuz von Mittersill an, und die gleiche Wirtin begrüßt uns und hat eine Riesenfreude, daß wir wieder bei ihr einkehren. Wie wir die Pferde versorgt haben, legen wir uns nieder und schlafen achtzehn Stunden an einem Stück, und auch der «Chüeri» regt sich nicht bis zum andern Morgen. Ueber den Paß Thurn ziehen wir ins heil'ge Land Tirol. Auch im Brixer Tal werden wir oft von alten Bekannten begrüßt. Ueber Wörgl traben wir gegen Innsbruck. Bei der Brücke von Terfens hält auf prächtigem Falben eine schlanke Reiterin. Die Marthel. «Chüeri» erkennt sie gleich wieder, und sie steigt vom Pferd, ihn zuallererst zu begrüßen. Und dann umkreist er kläffend unsere kleine Kavalkade, wie wir in die schöne Hauptstadt des Tirols wieder einziehen und im «Grauen Bären», wie beim Auszug, Quartier nehmen.

«Sag an, wo weiltest du so lange? ... »

Durch das schmucke Städtchen Telfs, wieder über die Dörfer und hinauf nach Haiming. Der alte Leitner steht, wie erwartet, oben an der Treppe und stopft sein Pfeifchen. Beinahe läßt er dieses köstliche Pfeifchen fallen, wie er uns erkennt. Er wendet sich zum Hauseingang: «Jessas! Mariandl, kimm außa! Dia tirkischen Schwaizer san doa, dia Herr'n mit dia Pferdl! - Griß Gott, is, des a Freidl!» Und das Mariandl muß kommen und staunen helfen, und ganz unvermittelt kommt es gleich wieder zu einem Schnauzer: «Steah net allweil herum! Geah in d Kuch'n und moach an Knedelsupp'n und oa Schnitzel fiar dia Herr'n. Wenn ma aus dera Tirkei kimmt, hoat ma oan Riasahunger. Doa giabt's joa eh nichts Rechts z fressa, da herunta!» Und viel hat dann der alte Leitner drin in der Gaststube zu fragen: «Wia is dös jeatz mit dia Tirk'n? Soan s' allweil noch so damische Lackl, was dia Weibersleit einsperr'n wia a Vogerl ins Kratzerl? Noa, net meah? Jessas, werd'n dia a froh sain, dia Weibersleit!»

Gerne möchte uns der alte Leitner auch diesmal über Nacht behalten; aber wir wollen noch hinüber nach Landeck.

Richtiges Aprilwetter. Wie wir von Landeck wegreiten, regnet es, und je höher wir kommen, je mehr wandelt sich der Regen in Schneegestöber. Eisigkalt fegt der Wind und jagt uns den Schnee waagrecht ins Gesicht. Immer schlimmer wird's. Unsere Rosse dehnen die Nüstern weit, genug Luft zu bekommen, und alle, Roß und Mann, zwinkern wir schmerzhaft mit den Augen, in die uns der Sturm harte, vereiste Schneeflocken peitscht. Zwischen hohen Schneewänden durch geht's zum Arlberg-Hospiz, wo wir die Pferde einen Moment in die warme Garage stellen und uns mit einem Tee die Lebensgeister aufwecken lassen. Das österreichische Skilehrerexamen wird eben abgehalten. Bei diesem Schneesturm ist Theorie am Trocknen. Flotte, gebräunte Sportgestalten. «Dia meist'n fall'n eh durch», versichert uns die Köchin, die eben bei der Wäsche mithilft. «Des is a Kreiz in dear Welt: wo an Posten ist, da mechten s Eahne zehne hearsitz'n.» Nun, ein Skilehrerposten bietet doch wohl weniger Sitzgelegenheit als irgendeiner. Wieder hinaus in den Sturm. Die am Morgen neu gepflügte Straße ist schon bald wieder halb zugeschneit, und knietief geht's durch. Oft auch sind seitwärts die drei Meter hohen Schneewände eingebrochen, und dann haben wir ordentlich Mühe, durchzustapfen. Wieder ist es einzig «Chüeri», der der ungemütlichen Situation die beste Seite abzugewinnen weiß: er tollt in die höchsten Haufen, sich zu wälzen, ist bald weit voraus, nie zurück. In vielen Kehren talwärts und dann durch Dörfer, in denen sich kein Leben regt. Unser einsames Bauernhaus am Arlberg. Der Bauer trägt eben Dünger aus dem Stall. Wir erkennen ihn nicht, er uns wohl. Daß wir ihn nicht erkennen, macht das Fehlen seines schwarzen Vollbartes. «I hoab ihn weggeba loass'n. Man is eh jinger ohne Bart.» Und da wollen wir Männer stets behaupten, wir seien nicht eitel! Die Pferde mustert er im Stall mit Kennerblicken: «Dia hoab'n sia guat ghoalt'n. Nuar dear Rapp is magrer wor'n.»

In Buchs hat der Unteroffiziersverein eine mächtige Schweizer Fahne über die Straße gehängt, und eine riesige Menschenmenge gibt uns das Geleite zum Stall, wo unsere vier Rosse mit lang anhaltendem Händeklatschen begrüßt werden. Die Damen insbesondere haben es auf unsern «Chüeri» abgesehen: jede möchte ihn streicheln. Würde die Saumkolonne alle die freundlichen Einladungen von Städten und Dörfern des lieben Heimatlandes annehmen, müßte sie noch einen guten Monat Asphalt treten. Frauenfeld möchte uns und Schaffhausen, Basel, Aarau und Olten. Wir müssen mit vielem Dank ablehnen, marschieren aber doch auf weiten Umwegen und Zickzackzügen nach Bern. Es kann nicht in unserer Aufgabe liegen, einzeln zu schildern, wie begeistert überall im Schweizerland die kleine Bosphoruskolonne begrüßt wird, wie immer wieder Kavalleriereitvereine und Offiziersdelegationen ein gut Stück mittraben, wie die Saumkolonne, oft von schmucken Amazonen eingerahmt, durch die Städte und Dörfer marschiert und stets einen langen Schweif von Radfahrern und Automobilen nach sich zieht - wie es Blumen und Telegramme regnet. Es ist auch nicht unsere Schuld, daß die Einzüge in St. Gallen, Winterthur und Zürich, Luzern, Langenthal, Solothurn, dann aber vor allem in Biel und Bern zu verkehrshindernden Triumphzügen werden. Wir wollen alle diese Ehrungen auf das Verdienstkonto unserer vier braven Rosse und unseres tapfern «Chüeri» schreiben - wir drei Soldaten waren nur Statisten, die Hauptrollenträger marschierten alle auf vier Füßen.

Es braucht zu solchem Unternehmen ja nur ein bißchen Abenteuerlust, einen Tropfen Zigeunerblut, ein wenig Romantik und wohl auch etwas Mut zu Außergewöhnlichem. Nur die Antwort von

Wachtmeister Pfeuti auf die verwunderte Frage eines guten Berners, wie wir eigentlich den Weg gefunden hätten, gehört noch hergesetzt: «Das isch ganz eifach: bim Bäregrabe hesch rächts ufe gägem Muristaude u de bim Egghöuzli gäge Gümlige u de immer aus gredi u um d Ränk um - de chasch nid fähle u chunnsch grad bouzgedi uf Stambul.»

«Das allerschönste, -schönste Kind, so man in Polen findet ...»

Das nächste Jahr, im Sommer 1937, geht's wieder auf eine Reise nach dem Osten. Ich will mir diesmal in Polen ein Kavalleriepferd kaufen und mit ihm durch dieses weite Land und die Tschechoslowakei reiten, denn «Arbalète» ist nun schon siebenzehn Jahre alt und darf zu Hause bleiben. Aber der «Chüeri» ist wieder mit als Reisegefährte und darf im Wagen meines Filmoperators mitfahren. Es ging dann alles anders als geplant. Im Remontendepot der polnischen Ulanen zu Warschau fand ich kein für mich geeignetes Pferd, das Regiment war in Manövern, in der Tschechoslowakei hatten deutsche Aufkaufskommissionen alle brauchbaren Pferde zusammengekauft und die Preise hochgetrieben, so fuhren wir nach Ungarn zurück, wo ich den «Schimmel von Perbah» kaufte, mit dem ich dann durch die schöne Tschechoslowakei ritt in ihrem letzten freien Jahr, bevor sie der Hitler mit Hilfe der senilen westlichen Staatsmänner erst zerstückelte und dann ganz annektierte. Diese Reise will ich nur in kurzen Skizzen schildern. Wir sind diesmal nicht offiziell angemeldet und haben auch keine Spezialpässe, nur für den «Chüeri» habe ich mir vorher einen Extrapassierschein aus Warschau beschafft.

Bei Novi-Jicin erreichen wir die beiden Grenzposten. Rasch sind die Formalitäten von den Tschechen erledigt. Um so länger dauert's bei den Polen. Sie revidieren zwar unser Gepäck nur sehr oberflächlich, aber immer wieder besprechen sie meinen Passierschein für «Chüeri». Alle Zöllner und Soldaten auf diesem Posten sprechen nur polnisch, und ich gebe mir absichtlich nicht Mühe, sie zu verstehen, nach der alten Erfahrung, daß man bei den Zöllnern als Kannitverstan oft am besten durchkommt. So auch hier. Der Postenchef schwenkt immer wieder den Passierschein vor meinen Augen und buchstabiert daraus vor, und ich zucke nur die Achseln. Ich entnehme seinen Worten wohl, daß er etwas von einer Quarantäne spricht. Das hätte uns gerade noch gefehlt, unsern «Chüeri» hier irgendwo in Polen einsperren zu lassen, vielleicht wochenlang.



So antworte ich dem Zollchef auf bärndütsch: «Stürm doch nid, da hesch es ja schriftli, was wotsch de no? Ler zersch bärndütsch!» Der arme Pole ist ganz verzweifelt und spricht und gestikuliert und schwenkt den Freipaß hin und her, und die andern Zöllner nicken beistimmend. Aber wie ich immer nur die Achseln zucke, wird es ihm zu dumm, und er gibt mir den Passierschein und deutet mit einer energischen Bewegung, wir sollten machen, daß wir in Gottes Namen nach Polen hineinkämen. Das lassen wir uns nicht zweimal sagen, das haben wir gleich verstanden, und der «Chüeri» auch. Er flitzt wieder in den Wagen und schaut höhnisch auf den ganzen Zollposten, und wir fahren los.

Ausgewaschen und holperig und schlecht sind die Straßen, die nach Radomsko führen. Bleiern lastet die Hitze über endlosen Feldern, deren mattgelbe Frucht in der Sonne flutet wie ein Meer von Gold ohne Anfang und Ende. Es ist die Zeit der Ernte. Zu zwanzig und vierzig und hundert die polnischen Schnitter, die mit Sense und Sichel des Sommers Segen fällen, und zahllos die Frauen und Mädchen in weißen Kopftüchern, die Garben binden und zu Pyramiden stellen, wie Soldaten ihre Gewehre. Irgendwo weit draußen hämmert eine Dampfmaschine ihren gleichmäßigen Takt, die Frucht zu dreschen, und hochbeladene Ochsenkarren schwanken hinüber, sich ihrer Last zu entledigen. Zwanzig Pflüge fahren über das Stoppelfeld, den Acker zubereiten für neue Saat. Vier Pferde am Pflug, fünf Pferde am Pflug, acht Pferde am Pflug und um jedes Gespann tollen einige kraushaarige Fohlen, deren Mütter keuchend durch die Furchen stampfen. Sinnbild des Lebens und einer harten Wirklichkeit, die kaum eine knappe Jugendzeit gewährt, um unerbittlich und unentrinnbar ihr Joch bereitzuhalten bis zum Ende.

In der schattigen Laube des Landhauses des Generals Lipowski. Der General ist ein rüstiger Siebziger, fünfzehn Jahre weniger würde ihm jeder zuzählen, ohne zu schmeicheln. Er war Großgrundbesitzer in der Ukraine und in Weißrußland. Die russische Revolution nahm ihm alles. Die kürzlichen Vorgänge im Reich der Sowjets weiß er uns mit guten Argumenten als Vorzeichen des Verfalls zu deuten, als russischen Thermidor. Vom Völkerbund hielt er nie viel, seit dem Abessinienkrieg schon gar nicht mehr, obgleich er polnischer Delegierter am Friedenskongreß war, der das neue Polen erstehen ließ, den Freiheitstraum eines tapfern Volkes nach hundert-fünfzigjähriger Knechtschaft erfüllend. Wie ganz anders ist es gekommen, das sowjetische Imperium ist dank der Dummheit der westlichen Diplomaten so viel mächtiger und gefährdender als damals. Kattowitz ist eine düstere Stadt, rußgeschwärzt die Häuser, die Kirchen, die alten Adelspaläste. Das machen die vielen Kohlenzechen. Der Staub setzt sich in alle Fugen und überzieht die Mauern und Dächer und Monumente mit seiner dunklen Patina. Auch politisch sieht es düster aus in diesem Jahre 1937. Wir sehen einen riesigen Protestumzug der deutschen Oberschlesier gegen die Aufhebung der Autonomie ihrer Wojwodschaft und der Angliederung des ganzen Gebietes von Kattowice an Krakau. So feindselig sich die Polen und die Deutschen in diesem umstrittenen Grenzland gegenüberstehen, in einem sind sie sich leider einig: in ihrem glühenden Judenhaß, von dem ich an diesem Abend eine Probe erhalte. In einem Konzertsaal, klassische Kammermusik im ersten Teil und nachfolgend einige Ballettvorführungen und dann Tanzunterhaltung. Unweit von mir sitzt eine kleine Familie an einem runden Tischchen mit einer wunderschönen Tochter. Mir fällt auf, daß sie nicht schlankweg engagiert wird beim ersten Auftakt, und ich gehe hin und verbeuge mich und bitte sie zum Tanz. Und wie wir uns drehen zu den feurigen Takten der Zigeuner, gewahre ich kaum die erstaunten und oft entrüsteten Blicke vieler Tanzpaare, die an uns vorüberschweben, denn meine Tänzerin ist so schön

mit ihrem nachtschwarzen Haar in ihrer strahlenden Jugendfrische und dem leicht orientalischen und doch aristokratisch feinen Gesichtchen, daß ich ordentlich stolz bin, als Wildfremder das offenbar schönste Mädchen von Kattowice gleich zum ersten Tanz zu führen.



Aber kaum habe ich sie an ihren Familientisch zurückgeleitet und mich verbeugt und wieder meinen Platz eingenommen, kommen drei jüngere Herren auf mich zu, schlagen ihre Absätze militärisch zusammen, und einer beginnt sehr dezidiert:

«Mein Herr, gestatten Sie eine Frage?»

«Bitte!»

«Sie sind Reiter» - (ich bin im Reitkleid, weil ich auf meinen Reisen zu Pferd nicht noch eine Gesellschaftsgarderobe mitführen kann).

«Offizier und vermutlich Gutsbesitzer?»

«Reiter ja, Offizier ja, Gutsbesitzer leider nicht - doch was interessiert Sie das?»

«Entschuldigen Sie, aber Sie scheinen hier fremd zu sein?»

«Allerdings, woraus schließen Sie das?»

«Weil Sie mit dieser Jüdin tanzen. Das schickt sich nicht für einen Herrn wie Sie, für einen Offizier!»

«Ich tanze mit wem ich will, mischen Sie sich nicht in meine Angelegenheiten. Die Dame gefällt mir und basta.»

«Aber Sie erregen das größte Mißfallen. Ein deutscher Offizier ...»

«Ich bin kein deutscher Offizier. Ich bin Schweizer. Bei uns gibt es keinen Antisemitismus, meine Herren, verstehn Sie?»

«Ach so! Entschuldigen Sie, bitte!» und die drei schlagen wieder ihre Absätze zusammen mit leichter Verneigung und machen Kehrt. Ich zünde mir mit besonderem Wohlgefallen einen meiner allerletzten Schweizerstumpen an. Und dann tanze ich den ganzen Abend mit meiner schönen Jüdin von Kattowice und lache mit ihr, und wie ich ihr sage, ich sei Schweizer und auf einer Reise mit dem Pferd, ist sie entzückt: wenn sie nur einmal nach der Schweiz könnte. Und so ganz beiläufig möchte sie wissen, was die Herren, die zu mir an den Tisch kamen, von mir gewollt hätten. Ich will sie nicht mißstimmen und sage ihr, das seien junge Deutschschlesier und hätten mich an ihren Tisch bitten wollen, aber ihre Gesellschaft sage mir nichts, so hätte ich abgelehnt. Ich fühle, daß sie meine Ausrede durchschaut, sie sagt lange nichts, doch dann kurz vor Schluß des Tanzes fragt sie scheu:

«Haben diese Herren Ihnen nicht Vorwürfe gemacht, weil Sie mit mir tanzen?»

«Wieso? Was geht das diese jungen Leute an, mit wem ich tanze? »

«Sagen Sie es mir, nicht wahr, man hat Ihnen Vorstellungen gemacht? »

«Warum denn? Wie kommen Sie darauf?»

«Weil ich eine Jüdin bin. Wissen Sie, es ist schrecklich hier.»

«Was kümmern Sie sich um diese eingebildeten Laffen? Das sind Hitleranhänger. Was kümmert Sie das? Sie sind ja hier in Polen.»

«Hier in Polen ist es nicht besser. Hier in Schlesien ist es besonders schlimm.»

Ich suche sie zu trösten und dann, beim Aufbruch, begleite ich sie ostentativ an feindseligen Blicken vorbei mit ihren Eltern aus dem Konzertsaal bis zum Taxi. Ach, wie eitel war mein Trost! Welch schreckliche Zeiten kamen über diese arme polnische Judenschaft, wie mag es meiner schönen Jüdin von Kattowice ergangen sein!

Warschau, das königliche und durch hundert Jahre geknechtete, hat seit der Auferstehung Polens, in diesen knappen zwei Jahrzehnten, sein Antlitz gewandelt. Mächtige Bauten und Regierungspaläste sind emporgewachsen. Im Vestibül des Regierungsgebäudes empfängt uns ein Weibel, und während er meine Empfehlung prüft, flitzt «Chüeri» flink einem riesigen Korridor entlang. Wir beachten das erst gar nicht, und «Chüeri» muß eine der teppichbelegten Treppen hinaufgebeinelt sein, denn plötzlich hören wir ihn wie aus weiter Ferne kläffen, und das tönt durch alle Korridore des ausgedehnten Palastes, so, daß hier und dort eine Türe aufgeht, und ein neugieriger Bürokratenkopf mißbilligend herauschaut. Der Palastweibel weist auf eine polnischfranzösische Inschrift, wonach es verboten ist, Hunde mitzubringen, und eilt, so schnell ihm dies seine zweieinhalb Zentner Gewicht gestatten, in den obern Korridor. Ich steige ihm nach und richtig, im obem Korridor sehen wir unsern «Chüeri» eilig daherkommen, und weit hinten im Korridor rennt ein anderer Weibel daher, und «Chüeri» ist froh, daß er nun recht manierlich neben mir wieder zum Ausgang trappeln kann. Der dicke Palastweibel steigt hinter uns nieder und entschuldigt sich wegen des Vorfalles fast mehr als ich, und alles löst sich in gegenseitiger Sympathie in Minne auf.

Abseits der großen Heerstraße ist dieses Cesky Tesin, die mährisch-polnische Grenzstadt, romantisch der kleine Gasthof in der Seitengasse und köstlich dieser böhmische Portier, etwas schmierig, etwas lässig und gemütlich und doch zwirblig und geschäftstüchtig und jedenfalls nicht auf den Mund gefallen. Hierzulande ist jeder mindestens ein «Herr Baron», wenn er in Reitstiefeln daherkommt, und es nützt nichts, daß ich ihm erkläre, ich sei gar kein Baron. «Miassens Eahna net aufreg'n, Eu'r Gnad'n», meint er, wie er meine Sachen hinaufträgt, «bei uns hiar soagt moan jedem Trott'l Baron.»

Der Schimmel von Perbal

In Böhmen, in Mähren, in der Slowakei lassen wir uns Pferde vorführen und kommen doch nicht zum Kauf. Was gut ist, ist sehr teuer. Fünfzehntausend, zwanzigtausend tschechische Kronen. So entschließen wir uns, nach Ungarn hinüberzufahren. Dort habe ich viele Bekannte von unserer letzten Reise her.

In Győr gibt mir Husarenoberst Türk einige Tipps. Auch in Ungarn sind die Pferde um das Drei- und Vierfache im Preise gestiegen. Deutsche, türkische, tschechoslowakische Ankaufskommissionen durchreisen das Land und kaufen alles zusammen, was möglich ist. Er rät mir an, nach Südungarn

hinunterzufahren. Doch ich erinnere mich meiner guten Zsambéker Schwaben. Sie empfangen mich mit offenen Armen. Der dicke Janos ist noch derselbe wie vor bald zwei Jahren und der Ferri-Baschi mit dem Seehundsschnauz und der Richter. Janos bietet sich gleich als Führer an zur Besichtigung der Remonten. Er kennt jeden Bauern, der ein Pferd zu verkaufen hat. Doch bietet uns auch hier der Rundgang durch mehr als zwanzig Höfe nicht das Gewünschte. Eine deutsche Kommission war vor acht Tagen in Zsambék und hat viel gekauft.

Dieser und jener hat wohl ein Pferd, das er uns anrühmt und gerne verkaufen möchte. Doch wir brauchen ein besonders starkes Roß mit viel Blut, und etwas Geeignetes finden wir nicht. Da weiß Janos noch einen Schimmel in Perbal drüben. Einen Staatskerl. Wir sind zwar den Anpreisungen des dicken und stets durstigen Janos gegenüber schon etwas skeptisch. Zur Besichtigung möchten alle mit, Janos und der Ferri-Baschi und der lange Ignaz. Beim Bauern in Perbal ist nur die Frau zu Hause. Aber der Schimmel steht im Stall, und Janos holt ihn triumphierend heraus. Er hat nicht übertrieben. Das ist das Pferd, das wir schon lange suchen. Groß und stark, mit viel Blut, mit trockenen Gliedmaßen und guten Hufen. Fast vermag der dicke Janos den Schimmel nicht zu halten, wie er schnaubt, mit den Vorderhufen die Erde schlägt und steigt. Nun kommt auch der Bauer heim und ist höchst erstaunt. Er fordert einen guten Preis. Wir lassen den Janos für uns handeln und markten und können lächelnd beiseite stehn. Gleich zweihundert Pengö weniger bietet er, als der Bauer fordert. Da ergreift dieser den Halfterstrick: «Na, na, da bleibt ear hoalt hiar.» Doch Janos läßt den Strick nicht los: «Nuar net so preußisch, mai Liaba, funfzig wolln wia no zuagebn.» So markten sie hin und her, und der Janos läuft dreimal aus dem Hof und kommt wieder und ereifert sich, als ging's über seinen eigenen Geldsäckel, und bringt es endlich fertig, sechzig Pengö abzumarkten. Der Schimmel gehört uns. Wir zählen dem Bauern zwanzig Pengö Handgeld, gleich am andern Tag soll er ihn auf die Schmiede nach Zsambék bringen.

Am frühen Morgen rückt der Bauer mit dem Pferde an, und am Dorfeingang erwarten ihn der Janos und der Ferri-Baschi und der lange Ignaz, und im Triumph führen sie alle den Schimmel von Perbal ins Zsambéker Dorf. Eine Woche bleibe ich bei meinen Zsambéker Schwaben, um meinen Schimmel von Perbal zuzureiten, denn er trug vordem nie einen Sattel. Am ersten Abend ist gerade das Erntefest, und die Zigeuner von Tök sind herübergekommen und spielen zum Tanze auf. Ich lasse ihnen einige Liter Wein spendieren, und zum Abschied gebe ich dem Primas fünf Pengö. Als am andern Abend die Zigeuner wieder anrücken, bin ich erstaunt und frage den Ferri-Baschi, ob denn schon wieder ein Fest sei? Er weiß von nichts, aber plötzlich dämmert's ihm auf:

«Hoabens vielleicht der Herr Oberlaintnant dem Primas a großes Trinkgeld geben?»

«Ein großes Trinkgeld? Nein. Nur fünf Pengö! »

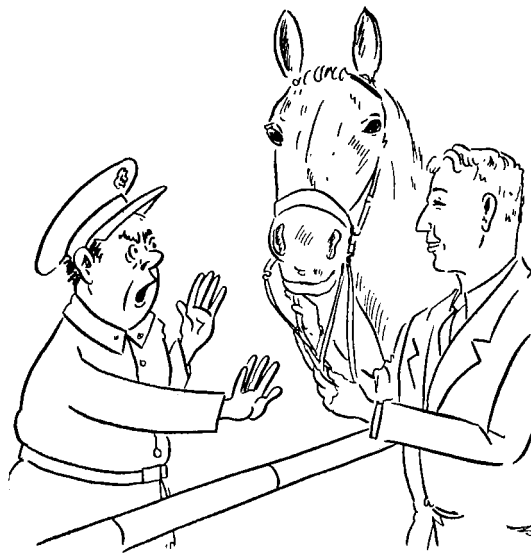
«Fünf Pengö?» staunt der Ferri-Baschi, «und a Wein hoabens a geben lassen, Jessas, jeatz kommens oalle Oabend, die Zigeiner!»

Und so ist es auch. Alle Abend ziehen sie daher über die Landstraße, und der Kleinste, schleppt die Baßgeige durch den Dreck.

Es gibt dann noch ein ordentliches Fest, als wir den Schimmel von Perbal taufen. Die Dorfmusik spielt dazu auf, und nach dem Vorschlag der schlanken Roszika taufen wir ihn auf den Namen «Kedves-Liebling».

«Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!»

Die längste Brücke der Welt, das muß die Brücke von Komaron sein. Früher verband sie einfach die beiden Stadtteile über die Donau, durch das Diktat von Trianon wurde das linke Ufer tschechisch. So führt heute diese lange Eisenbrücke von Ungarisch-Komaron nach Tschechisch-Komaron über die Grenze. In Budapest habe ich mir für meinen Schimmel gar manchen Schein ausfertigen lassen mit vielen Stempeln und Unterschriften und Kontrollmarken, und von Prag besitze ich das Transitvisa sowohl als die Einfuhrbewilligung für «Kedves». So reite ich stolz zum ungarischen Grenzposten und denke, daß ich gleich drüben sein werde in der schönen Tschechoslowakei. Aber der ungarische Zollchef prüft lange die Papiere, dann erklärt er sehr dezidiert: «Ferd kann nicht hinaus aus Ungarn!»



«Nicht hinaus? Ja, warum denn nicht?»

«Fehlt sich noch ein Stampiglie vom Oackerbauministerium!»

Meine Vorstellungen, ich könne doch wegen diesem blöden Visum nicht noch einmal nach Budapest hinunterreiten, nützen nichts:

«Ferd kann nicht hinaus aus Ungarn!» erklärt der Zöllner und Sünder: «Müssens suerst Stampiglie von Oackerbauministerium hoab'n!»

So setze ich mich telephonisch mit unserm Generalkonsul Kienast in Budapest in Verbindung, und er verspricht mir, die Weisung des Ackerbauministeriums telegraphisch nach Komaron zu überweisen.

Das dauert aber immerhin drei Stunden, bis ich mit meinem Schimmel das gastfreundliche Ungarn verlassen und über die lange Brücke ziehen kann. Drüben geht's auch nicht. Der Zolloffizier erklärt:

«Ferd kann nicht hinein nach Tschechoslowakei!»

«Ja, zum Teufel, warum denn nicht?»

«Fehlt sich noch eine Stampiglie von Oackerbauministerium.»

«Hier ist sie ja, telegraphisch!»

«Nicht von Oackerbauministerium in Budapest, muß ich hoab'n Stampiglie von Ackerbauministerium in Prag.»

Es ist nichts zu machen, und ich trotte neben meinem Schimmel über die lange Brücke zurück, um die Schweizergesandtschaft in Prag zu mobilisieren. Aber der ungarische Schlagbaum geht nicht mehr hoch:

«Ferd kann nicht zurück nach Ungarn!» erklärt der Zollchef.

Ich mag ihm lange erklären, drüben könnte ich wegen des fehlenden Visums des Prager Ackerbauministeriums nicht hinein, ich müsse den Bescheid abwarten und also in Ungarisch-Komaron bleiben. «Ferd kann nicht zurück nach Ungarn!» ist sein Entscheid.

«Pferd kann nicht hinein nach Tschechoslowakei, Pferd kann nicht zurück nach Ungarn! Muß es denn auf dieser Brücke an der Sonne braten?»

Er zuckt nur die Achseln, so nehme ich meinen «Kedves» am Zügel, und wieder geht's über die sechs gewaltigen Brückenbogen, welche die Donau und zwei ihrer Seitenarme überwölben. Drüben, bei den Tschechen, ist gottlob ein vernünftiger älterer Herr eingetroffen, der Grenztierarzt. Er gestattet, daß mein Schimmel unweit der Grenzbrücke in einen Stall marschieren darf; vor die Stalltüre, die der Zollchef sorgsam abschließt, wird eine Schildwache hingestellt. Aber gegen Abend trifft auch die telegraphische Bewilligung des Prager Ackerbauministers ein, und wir können nun offiziell unsern Einzug halten in Tschechisch-Komaron. Sieben Stunden hatten wir gebraucht, um über diese längste Brücke der Welt zu kommen.

«Ein weiter Weg ist dieses Leben...»

Nun neigt sich auch dieses Buch schon zu Ende, und ich habe erst wenig erzählt von meinen Erlebnissen in der damals so schönen Tschechoslowakei und noch gar nichts von meinem Ritt über die britischen Inseln und von den politischen Schlachten wider den Nationalsozialismus und von meiner letzten Reise zu Pferd durch das kriegszerstörte Frankreich und Belgien.